

In den Wind gesprochen

Texte von Michael Buchmann (1943-2014)

Inhaltsverzeichnis

Worte, nichts als Worte (2002).....	
Das Ja der Bibel (2003).....	
Namen – nur Schall und Rauch? (2003)	
Der Alltag und die Seele (2004)	
Heil – ein Wort verschwindet (2004)	
Christus, der Sieger? (2005)	
Miteinander Reden (2005)	
Aufbrüche (2005)	
Allerlei Erwartungen (2005)	
Advent (2005)	
Nichts zu danken ? (2006)	
Das Leben, ein weites Feld (2007)	
Freude, Tochter aus Elysium (2007)	
Alles in Bewegung (2007)	
Durchkreuztes Leben (2008)	
Leben in Freiheit (2008)	
Erfahrungen mit dem Ankommen (2008)	
Neues wagen (2009)	
Dein Angesicht will ich suchen (2009)	
Auf dem Weg (2009)	
Damit ihr Hoffnung habt (2010)	
Veränderungen (2010)	
Es klopft (2010)	
Sie sprachen miteinander über alles (2011)	
Ach, du liebe Zeit (2011)	
Wurzeln (2011)	
Wichtig sein (2012)	
Warten (2012)	
Glauben (2013)	
Feiern (2013)	
Neujahr (2014)	
Interview mit Jesus Sirach (2014)	

WORTE, NICHTS ALS WORTE – ?

Jeden Tag werden Abermillionen von Worten ins Altpapier oder in den Müll geworfen. Es ist nicht schade drum. Morgen werden wieder Abermillionen von Worten entstehen.

Leute reden, ich rede, Kollegen reden, der Fernseher redet, die Kinder reden, die Eltern reden, das Radio redet, die Frau redet, der Mann redet, das Telefon redet, ich rede, Leute reden, es redet und redet.

Worte, nichts als Worte. Es reicht. Ruhe bittel!
Ich will nachdenken.

Was ist das eigentlich, ein "Wort"?

Diese Frage besteht aus Worten. Die gesuchte Antwort wird auch aus Worten bestehen. Ich suche nach Worten, um besser zu verstehen, was ein Wort ist.

Ein Wort ist ein wunderliches Ding.

Man kann mit Worten eine Menge machen, man kann beispielsweise trösten. Oder schimpfen. Erzählen. Fluchen. Schmeicheln. Verletzen. Grüßen. Scherzen. Etwas versprechen. Lügen. Verführen. Jammern. Langweilen. Singen. Ablenken. Dichten. Belehren. Spielen. Bitten. Oder einfach nur etwas sagen.

Es gibt wunderschöne Worte: Mond. Stern. Nacht. Angesicht. Zypresse. Wurzel. Rosenblatt. Wildnis. Regentropfen.

Es gibt lustige Worte: Klabautermann. Schabernack. Ei der Daus. Mummen-schanz. Herr Müller-Lüdenscheid.

Es gibt Worte, die man in guter Gesellschaft nicht in den Mund nehmen sollte. Und es gibt Worte, die besser niemals entstanden wären: Atombombe. Konzentrationslager.

Manche Worte werden einfach so dahingeplappert. Andere Worte aber verändern das Leben. Etwa das Urteil des Richters. Die Diagnose des Arztes. Das Ergebnis der Prüfung. Die Antwort auf das Stellengesuch. Das Ja vor dem Traualtar.

Es gibt Worte in Hunderten von Sprachen. Es gibt Worte in Tausenden von Bibliotheken und Archiven. Es gibt Worte in Millionen von sich gerade jetzt ereignenden Gesprächen. Es gibt Worte in Milliarden von Gedächtnissen. Das Universum der Worte. Unvorstellbar, und doch wohlbekannt.

Worte, nichts als Worte? Von wegen.
Gäbe es die Worte nicht, wären wir keine Menschen.

Und warum gibt es die Worte? Die Worte, und alles, was sie bezeichnen? Weil da im Anfang etwas ganz anderes war. Etwas, das wir uns überhaupt nicht vorstellen können. Etwas - außerhalb von Raum und Zeit, jenseits des

Urknalls. Vielleicht dürfen wir dieses "Etwas" auch "Wort" nennen. "Und Gott sprach."

Nur, weil Gott im Anfang "gesprochen" hat, können auch wir sprechen, können miteinander sprechen, können über etwas sprechen, haben etwas zu besprechen, können hören, lesen, verstehen. Gott hat das Gespräch eröffnet.

Kein Mensch kann seine Worte vor Gott verheimlichen, nicht einmal jene Worte, die er stumm zu sich selbst spricht. Wenn mir bewusst wird, dass Gott alle meine Worte mitbekommt, beginne ich zu beten.

Und dann geschieht noch etwas. Manchmal spüren wir, ob unsere Worte vor Gott recht sind oder unrecht, ob sie im Sinne Gottes gesprochen sind oder nicht. Gott mischt sich ein, und ich habe meine Worte vor ihm zu verantworten.

In Israel hat man einst viele Worte aufgeschrieben. Worte über Gott, Worte an Gott, Worte in Gottes Namen. Fragende und staunende Worte, Gedichte, Erinnerungen, Geschichten, Botschaften, Gebote, Schreie. Entstanden sind 46 Bücher, gesammelt in einem großen Buch. Dieses Buch trägt keinen Titel; es heißt einfach "Buch", griechisch "Bibel". Viele lasen in diesem Buch und hörten in seinen Worten Gottes Stimme mit. Sie nannten es "Gottes Wort".

Einer, der die Bibel kannte, spürte Gottes Stimme deutlicher als andere. Er lebte, als sei er immer mit Gott im Gespräch. Er sprach von Gott, als wisse er, wovon er spreche. Seine Worte waren für seine Umgebung oft rätselhaft; andere aber meinten, er spreche viel zu deutlich. Man ließ ihn hinrichten – er aber verstummte nicht. Man nannte ihn "das Wort". Das Wort sei Mensch geworden, hieß es, und habe unter uns gewohnt. Es habe geleuchtet wie Licht in der Finsternis, die Finsternis aber habe es nicht begriffen. Man fügte seine Worte - und einige Worte über ihn - zur Bibel hinzu.

Manche meinen, die Bibel enthalte nur Worte, nichts als Worte, und diese Worte gehörten nun endlich auf den Müllhaufen der Geschichte. Es sei nicht schade drum. Die Zukunft gehöre Worten wie "Gentechnik", "Cyberspace", "Marketingstrategie" oder "Wellnessfarm". Das sogenannte "Wort Gottes" sei entbehrlich, und am entbehrlichsten sei das Wort "Gott".

Bisweilen scheint es, als sei Gottes Wort verstummt. Es verbirgt sich. Es wartet. Es verbirgt sich in der Bibel, aber nicht nur dort. Es verbirgt sich in der ganzen Schöpfung, in der Natur, in der Kunst, in den Worten und Taten mancher Menschen, in der Musik, im Universum - und auch im Schweigen. Gottes Wort wartet darauf, dass ein Mensch sich ansprechen lässt.

Gottes Wort ist bekanntlich nicht totzukriegen. Wenn ein Mensch es vernimmt, wenn er nach einer Antwort sucht, wird es neu geboren. Lebt Gottes Wort auch durch dich, durch mich? Das ist die Frage.

(Michael Buchmann, Oktober 2002)

DAS JA DER BIBEL

(zum „Jahr der Bibel“ 2003)

Was das Wort "Stein" bedeutet, ist klar. Ein Stein ist oft grau und meist hart, man kann damit werfen, ihn anmalen oder aus mehreren seiner Art eine Mauer bauen. Was Wörter wie "Brot", "Sonne", "Computertastatur" bedeuten, kann man schmecken, fühlen, ausprobieren und somit leicht verstehen. Es sind dies alles einfache Wörter. Was aber ist ein "Ja"? Haben Sie schon mal eins gesehen? Gegessen? Angefasst? Wie viele davon gibt es? Ist es schön oder hässlich? Das Wort "ja" ist ein merkwürdiges und ungewöhnliches Wort.

Das Wort "ja" ist nicht nur ein Wort. Es ist eine Ant-Wort. Das Ja kommt nicht einfach so daher, sondern es geht ihm etwas voraus, ein "Vorgang", auf den es reagiert. Beispiele:

In einem Fußballspiel fällt ein Tor. "*Jaaaa!*" ist die Antwort.

(Oder auch "Oh nein!!!")

Ein Mensch tritt an mich heran. "*Ja* bitte?"

Jemandem fällt etwas auf: "*Ja*, sowas!"

Ein verlegenes Schweigen dauert schon etwas zu lang: "*Ja*, hm, äh, also..."

Jemand hat Unsinn geredet, man will höflich widersprechen: "*Ja* gut, aber..."

Eine bekannte Tatsache muss bekräftigt werden: "Ich bin *ja* hier schließlich der Chef!"

Jemand ist unschlüssig: "*Ja*, mach schon!"

Meistens antwortet das Ja auf eine Frage. Beispielsweise auf eine Sachfrage: "Regnet's draußen?" Ich gehe zum Fenster, schaue raus, nehme die betrübliche Tatsache zur Kenntnis. "*Ja*, es regnet." Das Ja als Feststellung.

Oft geht es jedoch um Fragen ganz anderer Art, etwa persönliche Anfragen. "Kommst du zu meiner Geburtstagsparty?" Ich schaue nicht nach draußen, sondern in mich hinein. Habe ich Lust? Zeit? Mag ich die anfragende Person überhaupt? Fällt mir eine Ausrede ein? Ich entscheide mich. "*Ja*, ich komme." Das Ja als Zusage.

Für sich allein ist das Wort "ja" völlig bedeutungslos. Unter bestimmten Umständen aber kann es alles, alles verändern. "Haben Sie Herrn X. umgebracht?" - "Werde ich wieder gesund?" - "Bekomme ich den Job?" - "Willst du mich heiraten?"

Ich habe es in der Hand. Sage ich es oder sage ich es nicht? Das Wort "ja" ist meine Entscheidung, die Entscheidung meines Verstandes, meines Willens, meines Herzens. "Ja" ist ein Wort der Freiheit.

Oft kann man einer eindeutigen Festlegung ausweichen. Es gibt unklare Sachverhalte, und es gibt Kompromisse. Jein. Ein wenig dies, ein wenig jenes. Sowohl, als auch. Vielleicht. Mal sehen. Manchmal jedoch, schlimm genug, muss man sich entscheiden. Und dann gehört zum Ja immer auch gleichzeitig ein Nein. Dieses ja, jenes nicht. Wer ja sagen will, muss auch nein sagen können. Wer allen schöntun und immer nur ja sagen will, ist ein Jasager, und sein Ja ist nichts wert.

So manches Ja kann Folgen haben. Es kann Opfer kosten. Es will gut überlegt sein. Einmal ausgesprochen, ist es in der Welt. Es sollte nicht nur so dahingesagt sein. Es sollte nicht gelogen sein. Ich sollte dazu stehen. Sonst wird man mich nicht mehr ernst nehmen.

Ob ich zu dir "ja" sage, oder ob ich zu dir ja sage, ist nicht dasselbe.

Manchmal hört sich das Ja nicht wie "ja" an. Sondern es sieht aus wie ein Lächeln. Es duftet wie eine Rose. Es fühlt sich an wie eine Umarmung. Oder es klingt irgendwie brummig, etwa wie "hmmm."

Gleich zu Beginn erzählt die Bibel von einer Entscheidung. Eva steht vor der Frage, ob sie von der Frucht des verbotenen Baumes essen soll oder nicht. Das ist typisch für die Bibel. Immer wieder stehen da die Menschen vor einer Entscheidung. Noah: Soll ich wirklich so eine Arche bauen? Ja oder nein? Israel in Ägypten: Sollen wir diesem Mose glauben? Simon: Soll ich mit diesem Rabbi aus Nazareth mitgehen? Der verlorene Sohn: Soll ich nach Hause zurückkehren? Jesus: Soll ich mich den Mächtigen in Jerusalem ausliefern? Mit allen Konsequenzen?

Die Menschen der Bibel wissen meist, dass die Fragen, auf die man antworten muss, nicht nur und nicht in erster Linie von Menschen gestellt werden. Gott fragt. Auch, wenn die Frage scheinbar von einer Schlange kommt - Gott fragt mit. Das hätte Eva bedenken sollen. Jedes Ja und jedes Nein muss vor Gott verantwortet werden. Das macht Entscheidungen nicht leichter, weiß Gott nicht. Aber es hilft uns, sie gründlicher, "gewissenhafter" vorzubereiten. Entscheidungen, die vor Gott getroffen werden, sind fast immer bessere Entscheidungen.

Die Geschichte von Eva ist bekanntlich nicht die erste Geschichte der Bibel. Die allererste Geschichte der Bibel (die dort nur angedeutet, aber nicht ausgeführt wird), geht anders. Gott selbst steht vor einer Entscheidung. Soll es eine Welt geben? Ein Universum? Himmel und Erde? Soll es auf dieser Erde lebendige Wesen geben? Soll es darunter auch solche geben, die selbst Ja oder Nein sagen können? Mit allen Folgen? So ein freies Geschöpf wäre mein größtes, gewagtestes Werk. Kann ich es wirklich riskieren? Und Gott sprach: Ja. Er schuf die Welt. "Lasst uns den Menschen machen als unser Bild und Gleichnis". Und wiederum sprach Gott: Ja. Es ist alles sehr gut.

Wie zu befürchten war, sagen die Menschen oft ja, wo Gott auf ein Nein hofft, und sie sagen oft nein, wo Gott ein Ja erwartet. Sie finden vieles überhaupt nicht "sehr gut", wollen törichte eigene Vorstellungen durchsetzen, und was ihnen dabei im Weg ist, wird niedergemacht. Gott hält dagegen. Er will seine Schöpfung von uns, den schmerzlich geliebten Geschöpfen, nicht kaputt machen lassen. Er will recht behalten mit seinem Ja. Um unsertwillen. Davon erzählt die Bibel.

Meine Antwort an Gott allerdings steht nicht in der Bibel. Die muss ich selbst geben.

(Michael Buchmann, Oktober 2003)

NAME - NUR SCHALL UND RAUCH?

"Michael" ist ein hebräischer Name und heißt auf Deutsch "Wer-(ist)-wie-Gott?". Dreimal erwähnt die Bibel einen Engel dieses Namens, der gegen Gottes Widersacher kämpft. "Buchmann" ist ein deutscher Name; man gab ihn wohl im Mittelalter einem Bauern, dessen Hof in der Nähe eines Buchenwaldes stand. Beide Namen entstammen verschiedenen Welten und haben nichts, aber auch gar nichts miteinander zu tun. Und mit mir haben diese beiden Namen erst recht nichts zu tun, da ich weder ein Engel bin, noch in der Nähe von Buchen lebe. Ich bin für diese Namen nicht verantwortlich, und sie sagen nichts über mich aus. Dennoch ist die Kombination dieser beiden Namen *mein Name*.

Nur weil es Papiere gibt, in denen der Name "Michael Buchmann" verzeichnet ist, und nur weil niemand bezweifelt, dass mit diesem Namen *ich* gemeint bin, habe ich in diesem Land, in dieser Gesellschaft, in dieser Wohnung, in dieser Kirche, in dieser Welt einen Platz. Mein Name ist die Grundlage meiner Existenz. Und wenn ich meinen Namen unter einen Text schreibe, muss ich für dessen Inhalt geradestehen, mit allen Konsequenzen.

Manche Leute lieben es, anderen "Spitznamen" zu geben. Sie sagen, der Spitzname treffe eine charakteristische Eigenschaft des Benannten und sei deshalb viel passender. Mag schon sein, aber gerade dies ist das Problem. Ein Spitzname identifiziert einen Menschen mit einer seiner Eigenschaften. Er nagelt ihn fest. Er haut immer auf dieselbe Stelle. Das ist verkehrt. Der Name soll nichts über einen Menschen sagen. Aber der Mensch darf etwas über seinen Namen sagen.

Wie gesagt, der feierlich-engelhafte Name "Michael" passt eigentlich nicht zu mir. Aber inzwischen habe mich nun doch mit meinem geheimnisvollen "Namenspatron" angefreundet. Er kämpft gegen das Böse, wie ich das wohl auch tun sollte. Er bietet den falschen Göttern die Stirn und stellt die Frage nach dem wahren Gott. Ja, in der Tat: diese Frage ist auch meine Frage, lebenslang. Ich freue mich, dass meine Eltern mir einen Namen gegeben haben, der nicht einfach bloß "gut klingt", sondern der Hintergrund und Bedeutung hat. Zwar habe ich es nie so richtig geschafft, meinen Namenstag zu feiern, einfach deshalb, weil ich im Feiern ein Stümper bin. Aber an *einen* Namenstag erinnere ich mich gut, nämlich an den Michaelstag 1968. Er fiel auf einen Sonntag, und ich, Student im Gemeindepraktikum, ich hielt meine allererste Sonntagspredigt, natürlich über das Thema "Wer ist wie Gott?".

Für die Eltern, die Familie gehört der Name eines neuen Erdenbürgers von Anfang an zu den wichtigsten Wörtern der gesamten Sprache. Anderen sagt dieser Name zunächst gar nichts. Für die anderen muss man sich erst allmählich selbst "einen Namen machen". Man erwirbt einen guten, einen ehrlichen, vielleicht sogar einen bekannten oder gar berühmten Namen. Oder auch einen berüchtigten Namen. Der erste, der mit seinem Namen "in die Geschichte einging", dürfte wohl *Cheops* gewesen sein, der Erbauer der großen Pyramide. Die Bibel sieht solchen Ehrgeiz skeptisch. Die Leute von

Babel, die sich mit Hilfe eines Turmes "einen Namen machen" wollten, sind dabei böse auf die Nase gefallen.

Mein Traum: An einem schönen St.-Michaels-Tag werde ich mal alle meine prominenten Namensvettern und -cousinen zusammenholen zu einem großen Gartenfest. Kardinal *Michael Faulhaber* zelebriert ein Pontifikalamt, *Michelangelo* malt die Dekorationen, *Michael Jackson* macht Musik, *Michelle Pfeiffer* sieht gut aus, *Miguel de Cervantes* liest aus seinem "Don Quijote", *Mike Tyson* sorgt für Ordnung, *Michael Schreyer* kümmert sich um die Finanzierung, die neun byzantinischen Kaiser mit Namen *Michael* übernehmen gemeinsam den Vorsitz, *Michail Gorbatschow* hält eine Rede, *Michael Graeter* informiert die Presse und *Michael Schumacher* spritzt mit Champagner herum. Das wird die angesagteste Party aller Zeiten.

Adam gab den Geschöpfen ihren Namen. Da tat er gut daran. Denn nur wenn wir etwas oder jemanden beim Namen nennen können, können wir ihn, sie oder es klar voneinander unterscheiden, uns einprägen und näher kennen lernen. Die Kenntnis des Namens stiftet Beziehung. Wenn ich nun alle und alles zusammennehme, was ich mit Namen kenne, dann ergibt sich daraus "meine Welt". Jeder Mensch kennt anderes und andere mit Namen. Jeder lebt in seiner eigenen Welt.

Wenn plötzlich der eigene Name genannt wird, hört man dies nicht nur mit dem Ohr, sondern auch mit der Seele. Ein Ruck geht innen durch. Ich reagiere, antworte, bin gefragt, gefordert. Einen Menschen, der meinen Namen kennt, kann ich nicht so leicht ignorieren. Wer meinen Namen kennt, der kann über mich allerlei erfahren, kann auf mich Einfluss, ja sogar Druck ausüben. "Datenschutz" soll solches verhindern. Schon immer wusste man: Wer eines Menschen Namen kennt, gewinnt Macht über ihn. Man kann den Namen eines anderen in den Himmel heben, aber auch in den Dreck ziehen.

Als Faust dem Gretchen erklären soll, an welchen Gott er glaubt, weicht er aus und will keinen Namen nennen. Name sei Schall und Rauch, der die Himmelsglut des religiösen Gefühls nur umneble, meint er. Der biblische Gott denkt anders. In feierlicher Weise sagt er Mose seinen Namen: "*Ich-bin-da*". Wir dürfen Gott auch andere Namen geben, so wie Jesus das tat (*Abba, Vater*). Für viele ist ja einfach das Wort "Gott" auch gleichzeitig der Name Gottes. Seit Mose aber gilt: Gott will durch seinen Namen - durch welchen auch immer - *für uns da sein*. Er will auf Erden einen Platz haben.

Irgendwann einmal wird mein Name auf einem Grabkreuz stehen. Ich werde nicht mehr da sein, aber mein Name wird noch eine kleine Weile da sein, in diversen Akten, Archivalien, Dokumenten, vielleicht auch in so manchem Gedächtnis - bis auch er verschwindet. Gott aber wird jenen Augenblick, da ich ihm mit meinem Namen vorgestellt und dann in seinem Namen getauft wurde, nicht vergessen.

Für Gott trage ich nicht nur einen irdischen, vergänglichen Namen. Denn er ist ja der einzige, der mich kennt; und so kennt er auch jenen Namen, der wirklich zu mir gehört. Mit diesem unvergänglichen Namen ruft er mich. Einst werde ich ihn erfahren, meinen richtigen Namen, und erst dann werde ich wissen, wer ich bin.

(Michael Buchmann, August 2003)

DER ALLTAG UND DIE SEELE

Ist „Alltag“ etwas Alltägliches? Nicht immer. Der Alltag kann auch verloren gehen. Wer seine Arbeit verliert, wer die Gesundheit verliert, wer infolge einer Scheidung die Familie verliert, verliert auch seinen bisherigen Alltag.

Weltweit sind Millionen von Menschen auf der Flucht. Sie träumen von einem ganz normalen Alltag, irgendwo. Für viele wird dieser Traum niemals Wirklichkeit werden.

Was gehört zum Alltag? Vertraute Menschen, eingeübte Pflichten, liebe Gewohnheiten, überschaubare Aufgaben, feste Rituale, vorhersehbare Abläufe, bekannte Örtlichkeiten, mittelgroße Sorgen, die üblichen Gesichter, lösbare Probleme, wiederkehrende Freuden. Alltag ist Heimat. Alltag ist fester Boden unter den Füßen.

Manchmal muss (oder darf) man seinen Alltag neu erfinden. Wenn man ins Berufsleben einsteigt. Wenn man mit einem Partner zusammenzieht. Wenn das erste Kind da ist. Wenn man die Stelle wechselt, oder den Ort. Wenn die Kinder aus dem Haus sind. Wenn man in Rente geht.

Oder, wie gesagt, wenn der bisherige Alltag durch ein Unglück verloren ging.

Mein Alltag ist verklammert mit dem Alltag anderer Leute. Ich spiele im Alltag meiner Mitmenschen diverse Rollen, als Familienmitglied, als Freund(in), als Nachbar, als Kollege, als Vorgesetzter, als Bekannter, als Mitbürger, als Publikum, als Kunde, als Gemeindemitglied. Es ist ratsam, in jeder Rolle den Erwartungen der/des anderen möglichst zu entsprechen. Das ist gar nicht so einfach. Aber ich sollte mich, wenn's geht, mit den wichtigeren Menschen meines Alltags nicht endgültig überwerfen.

Viele Menschen erleben ihren Alltag als einen gestrengen Herrn. Er diktiert Termine, ordnet Pflichten an, verteilt Aufgaben. Mehr noch: er beherrscht auch das Innenleben, er lenkt die Gedanken, er provoziert Gefühle, er mischt sich sogar in die nächtlichen Träume ein. Der Alltag kann uns ganz und gar ausfüllen, äußerlich und innerlich, er kann uns zu Sklaven machen, uns gnadenlos umklammern. Er kann uns sogar auffressen.

Ich habe mich, scheint mir, ganz gut mit meinem Alltag arrangiert. Ich komme über die Runden, habe meine Freiräume und verspüre kaum Langeweile. Aber etwas in mir findet sich mit diesem Alltag nicht ab. Etwas in mir will frei sein. Will sich selbst finden. Will was Neues entdecken. Will ausbrechen, abheben, verrückt sein, Abenteuer erleben. Oder so ähnlich.

Etwas in mir warnt mich: Lass nicht zu, dass sich dein ganzes kostbares Leben in Alltag verwandelt. Lass es keinesfalls zu, dass sich die Beziehung zu dem Menschen, den du liebst, restlos in Alltag verwandelt.

Etwas in mir könnte sich auch ein ganz, ganz anderes Leben vorstellen.

Wie heißt dieses „Etwas-in-mir“? Ist es etwa die „Seele“?

Ja, vielleicht ist es meine Seele, die da an den Gitterstäben des Alltags rüttelt.

Kluge Leute halten ihre Seele an der kurzen Leine. Sie sagen zu ihr: Gib dich zufrieden, meine Seele. Sei realistisch. Kümmere dich um das Praktische. Genieße die alltäglichen Freuden. Drück dich nicht vor deinen Pflichten. Werde endlich erwachsen. Dann hat die liebe Seele Ruh.

Aber meine Seele hört nicht auf mich. Sie lässt sich ihre Sehnsucht nicht ausreden. Sie leidet jeden Tag darunter, dass ich ihr so wenig biete.

Meine Seele weiß beispielsweise, wie klein meine Welt ist. Ich war so unvorsichtig, meiner Seele etwas von der großen, weiten, geheimnisvollen Welt da draußen, jenseits des Alltags, zu erzählen. Jetzt hat sie erst recht keine Ruh mehr, die liebe Seele. Jetzt träumt sie. Sie träumt unter anderem von fernen Gestaden und verzauberten Inseln. Sie träumt von fremden Kulturen, von exotischen Genüssen, von seltsamen Tieren, von unberührter Wildnis. Sie würde gerne durchs Weltall fliegen. Oder durch die Zeit reisen. Oder einfach mal wieder ein dickes, dickes Buch lesen.

Der Blick fällt auf die Uhr. Aus der Traum. Der Alltag ruft.

Eins von den „Zehn Geboten“ der Bibel schreibt vor, dass der Sabbat sich vom Alltag deutlich unterscheiden soll. Er soll frei sein von Arbeit. Seltsam, dass so etwas als Gebot erscheint und nicht als Erlaubnis. Noch seltsamer, dass dieses Gebot von vielen kaum beachtet wird, obwohl es viel eindringlicher und gewichtiger formuliert ist als etwa das Gebot „Du sollst nicht töten“. Es wird – im Unterschied zu anderen Geboten – sogar ausdrücklich begründet, denn wir sollen es nicht nur befolgen, sondern auch verstehen.

Es gibt sogar zwei verschiedene Begründungen des Sabbats. Die erste (Exodus 20/11) lautet: Auch Gott selbst ruhte am siebten Tag der Schöpfung. Erst an diesem letzten, dem siebten Tag vollendete Gott sein Werk; ohne den Sabbat wäre die Welt unvollendet, ja, sinnlos. Wer die Schöpfung immer nur pausenlos bearbeitet, missbraucht sie. Erst wenn wir sie nach der Arbeit bewundern und genießen, können wir ihren Schöpfer erkennen, ihn loben, ihm danken, ihn preisen.

Die zweite Begründung des Sabbats (Deuteronomium 5/15) erinnert daran, dass Gott uns aus der ägyptischen Sklaverei befreit hat. Und Gott hat uns ganz offensichtlich nicht deshalb befreit, damit wir uns umgehend einem neuen Sklaventreiber namens „Alltagsarbeit“ unterwerfen. Nur wer seine Freiheit wenigstens einen Tag lang wirklich erlebt und ausprobiert, wird Gott als seinen Befreier erkennen, ihn loben, ihm danken, ihn preisen.

Der Alltag ist der Ort, an dem ich mich zu bewähren habe. Das aber wird mir nur gelingen, wenn dieser Alltag nicht mein Herr und nicht mein Gott ist. Ich darf im Alltag nicht vergessen, was ich am Sabbat gelernt habe: Jeder Tag ist ein wunderbares, einmaliges Geschenk. Und ich bin ein freier Mensch, verantwortlich, nachdenklich, kritisch.

Ich habe mit meiner Seele vereinbart, dass es in meinem Leben einen Sabbat geben soll, an welchem Wochentag auch immer. Natürlich ist meine Seele damit nicht zufrieden. Sie wird in dieser Welt niemals zufrieden sein, denn sie träumt vom Paradies. Aber wenn ich ihr den Sabbat gönne, wird sie dafür sorgen, dass mein Alltag nicht seelenlos wird. Und sie wird mich an unsere Vereinbarung erinnern, sollte ich sie mal nicht einhalten.

(Michael Buchmann, Mai 2004)

EIN WORT VERSCHWINDET

Ich engagiere mich in der Gemeinde.
Ich erlebe dort Ruhe und Stille.
Der sakrale Raum spricht mich an.
Ich schätze den Pfarrer.
Der Gottesdienst gehört für mich einfach dazu.
Ich begegne dort vielen netten Leuten.
Ich finde da zu mir selbst.
Nur dort kann ich wirklich beten.
Ich glaube an Gott.

So oder so ähnlich antworten Menschen auf die Frage, warum sie in die Kirche gehen. Vor einigen Jahrzehnten allerdings hätte man auf diese Frage allerdings noch eine ganz andere Antwort bekommen: Ich gehe in die Kirche, weil die Kirche das ewige Heil verkündet. Ich finde dort das Heil meiner Seele.

„Das Heil“ – dieses gewichtige Wort scheint sich allmählich aus unserem Sprachgebrauch zurückzuziehen. Vielleicht überlebt es ja in einigen Redensarten: „Der Dieb suchte sein Heil in der Flucht“. Eher noch als das Heil ist uns dessen Gegenteil geläufig; wir kennen beispielsweise Leute, die untereinander „heillos zerstritten“ sind. Und manchmal ahnen wir, dass da ein „Unheil seinen Lauf nimmt“.

Beim Grüßen bevorzugt man heutzutage ja schicke Nonsensformeln wie „Hallo“, „Tschüs“ oder „Moin, moin“. In ganz speziellen Kreisen begrüßt man sich aber wohl auch heute noch mit „Berg Heil“, „Petri Heil“ oder „Weidmannsheil“. Soeben erzählte mir eine Besucherin der Gedenkstätte, in ihrer Heimat grüße man einander oft mit „Heil dir“. Dabei falle ihr dann aber immer jener andere Gruß ein, der hierzulande vor 60, 70 Jahren üblich gewesen sei.

Die Nazidiktatur hat bekanntlich vieles Wahre, Gute und Schöne für ihre Zwecke benutzt, selbstverständlich auch die schöne deutsche Sprache. Dieser Missbrauch beschädigt und versehrt unsere Sprache bis heute. Viele Wörter, die vor 1933 noch einen neutralen oder gar guten Klang hatten, klingen heute zwiespältig. Volk, Reich, Führer, deutsch, Ehre, Treue, Gehorsam, Held, Lebensraum, Rasse, Sieg, Vaterland. Wer diese Wörter verwendet, muss aufpassen, dass sich keine verdächtigen Assoziationen einstellen. Dies gilt auch und besonders für das schöne Wort „Heil“, welches man für einen sogenannten „deutschen Gruß“ zu missbrauchen wagte. Ist das vielleicht der Grund, weshalb man heute dieses Wort nicht mehr so gern in den Mund nimmt? Kann sein. Aber sicher nicht der einzige.

An Gott zu glauben, heißt, ihm zu danken und ihn zu bitten. Das, wofür man vor allem dankt und wofür man immer wieder bittet, heißt in der hebräischen Bibel „jeschu'ah“ (davon kommt der Name „Jesus“), in der griechischen Bibel heißt das „soteria“ und in der lateinischen „salus“. Um diesen wichtigen biblischen Grundbegriff nun in die Sprache der wilden Germanen zu übersetzen, wählten die Missionare das Wort „Heil“. Es bedeutete „Glück, Gesundheit, Rettung“, passte also ausgezeichnet. „Heil“ – das ist seither der Inbegriff alles Guten, das wir Gott verdanken.

Wer sein Heil von Gott erhofft, verzichtet darauf, Gott genaue Vorschriften zu machen. Er überlässt Gott die Entscheidung. Er glaubt, dass Gott am besten weiß, was für uns Menschen Heil oder Unheil ist. Er vertraut darauf, dass so manches, was zunächst eher nach Unheil schmeckt, uns am Ende vielleicht doch zum Heil

dient. So wird „Heil“ zu einem geheimnisvollen Wort, dessen Sinn so recht nur Gott versteht.

Es liegt wohl an dieser religiösen Aura und an dieser nicht recht fassbaren Bedeutung, dass das Wort „Heil“ aus unserer Alltagssprache verschwindet. Denn in unserem Alltag geht es meist um konkrete Probleme und schnelle, kostengünstige Lösungen. Wenn das Auto kaputt ist, soll die Werkstatt es wieder *heil* machen, möglichst noch heute. Wenn ich krank bin, soll der Doktor mich *heilen*, möglichst noch diese Woche, denn ich habe Termine. Vage „Heilsversprechen“ helfen da nicht weiter, sondern gehen uns eher auf die Nerven.

Und doch ist es gerade unser Alltag, der uns den Sinn des Wortes „Heil“ erschließt – auch wenn wir nicht davon reden wollen. Den vollen Sinn dieses Wortes kennen wir noch nicht, das stimmt, aber wir erleben doch jeden Tag genug davon. Wenn die Sonne aufgeht und neue Chancen sich auftun. Wenn die Sonne sinkt und die Plackerei geschafft ist. Wenn ich bemerke, wie gut es ist, dass es dich gibt und dass es mich gibt und dass wir uns begegnet sind. Wenn eine Fledermaus über den Abendhimmel fliegt. Wenn etwas grade noch mal gut gegangen ist. Wenn ich endlich etwas verstehe, was mir lange ein Rätsel war. Wenn das Kind tatsächlich wieder gesund wurde. Wenn jemand nicht übelnimmt, obwohl er das Recht dazu hätte. Wenn ich in einen Pfirsich beiße. Wenn ich das Gebet spreche: Gott sei Dank. Es gibt wahrhaftig genug Unheil in unserem Leben. Aber die Augenblicke des Heils sollten wir uns dadurch nicht zerstören lassen.

Wir hören in unserem Leben die Stimme des Unheils und die Stimme des Heils. An uns liegt es, welcher der beiden Stimmen wir recht geben. Wenn wir der Stimme des Heils recht geben, dann können wir uns dem Gott, der da spricht, anvertrauen – auch wenn wir ihn nicht ganz begreifen. Alle, die sich dem Gott des Heils anvertrauen, nennt der Apostel Paulus „*Heilige*“. Auch uns nennt er so.

(Michael Buchmann, September 2004)

CHRISTUS, DER SIEGER ?

Es gibt Machtkämpfe, Schaukämpfe, Arbeitskämpfe, Hahnenkämpfe, Wahl-kämpfe, Grabenkämpfe, Wettkämpfe, Verteilungskämpfe. Man spricht vom Kampf der Kulturen, vom Kampf der Geschlechter, vom Kampf aller gegen alle. Das Leben ist eine Arena.

In der Arena des Lebens kämpft man in unterschiedlichen Disziplinen. Der Bastler kämpft mit der Tücke des Objekts, der Verfasser dieses Textes kämpft mit den Tücken des Themas. Der Morgenmuffel kämpft gegen den inneren Schweinehund, der Entertainer kämpft um die Quote, der Sportler kämpft um den Platz auf dem Treppchen. Jugendliche kämpfen um Freiräume. Lehrer kämpfen gegen das Burn-out-Syndrom. Die Polizei kämpft gegen das Verbrechen, der Soldat kämpft gegen den „Feind“. Der Beschuldigte kämpft um seinen guten Ruf. Ein Paar kämpft um den Fortbestand seiner Ehe. Der ältere Arbeitnehmer kämpft gegen seine Entlassung. Und der Verunglückte - er kämpft um sein Leben.

Am 24.11.1859 erschien in London die Schrift eines Theologen und Privatgelehrten namens Charles R. Darwin über den „Ursprung der Arten“. Sie war noch am selben Tag vergriffen. Im Untertitel dieses Buches findet sich die Formulierung „struggle for life“, Kampf ums Dasein. Seitdem wissen wir's noch genauer: Alle Lebewesen müssen um ihren Platz auf Erden – im weiten Sinn des Wortes - „kämpfen“.

Wir brauchen also „Kampfgeist“. Seine Zutaten: Geduld, Disziplin, Geschick, Klugheit, Zähigkeit, Selbstvertrauen, Vorsicht, Mut, Optimismus. Und das Gefühl für den rechtzeitigen Rückzug.

Auch wer seinen Platz erobert und verteidigt hat, wird den letzten Kampf ums Überleben mit Sicherheit verlieren. Es empfiehlt sich, rechtzeitig auch darum zu kämpfen, dass nach dem Tod noch was bleibt: ein Name, ein Werk, eine Fußnote in der Literatur, ein Platz in der Geschichte, der Dank der Nachwelt, Ruhm.

Ein Sieg, in welchem Kampf auch immer, ist in der Regel von Vorteil. Wer die Krankheit besiegt, weiß sich neu geboren. Wer den Konkurrenten aus dem Feld schlägt, bezieht das höhere Gehalt. Wer den attraktiven Partner für sich gewinnt („erobert“), schwebt im siebten Himmel. Wer den erfahrenen Schachspieler matt setzt, weiß, was er (sie) kann. Wer die Prüfung schafft, hat Chancen. Man fühlt sich einfach gut. Stark. Wunderbar.

Wo es Sieger gibt, gibt es in der Regel auch Besiegte. Manche Siege werden durch den bedauernden Blick auf die Verlierer erst so richtig schön. Gelegentlich wird die Siegesfreude durch den Gedanken an die auf der Strecke Gebliebenen jedoch auch ein wenig getrübt.

Weil das Siegen so schön ist, kommt es vor, dass man seine Chancen mit et-was weniger feinen Mitteln zu verbessern sucht. So was gibt's bekanntlich nicht nur im Sport. Auch im richtigen Leben wird getrickst, getäuscht, intrigiert, abgekupfert, gemobbt, geheuchelt, gelogen und – wenn die eleganteren Methoden versagen – auch mal zugeschlagen. Das Leben ist, wie gesagt, ein Kampf. Wer sagt denn, dass da *nicht* alle Mittel erlaubt sind?

„Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“ So fragt uns Jesus.

Einen Kampf gibt es, einen einzigen, der im Erfolgsfall nur Sieger kennt und keine Verlierer, und das ist der Kampf des Guten gegen das Böse. Dieser Kampf spielt sich allerdings nicht so ab, wie manche Politiker oder Actionfilmer sich das vorstellen: unsere guten Jungs (und Mädels) gegen die bösen anderen. Nein, Gut gegen Böse – das ist immer ein Kampf in der (eigenen) Seele. Nicht, wenn „die Guten“ gewonnen haben, sondern erst wenn in der Seele eines Menschen der Rachewunsch überwunden ist, die Kälte, der Neid – erst dann hat „das Gute“ gesiegt, und mit ihm alle Beteiligten, ohne Ausnahme.

Was ist eigentlich „böse“? Böse ist jeder Versuch, mit unrechten Methoden und zum Schaden anderer einen Gewinn, einen Vorteil, einen Sieg für sich selbst rauszuholen. Das Böse ist nicht immer erfolgreich, oft aber schon – sonst würde es ja nicht getan.

Auch wenn der Bösewicht in Filmen und Romanen am Ende meist unterliegt, so umgibt ihn doch oft die Aura des Siegers; er erscheint cleverer, abgründiger, brillanter, geistreicher, lebendiger, erotischer, interessanter, farbiger als die „langweiligen“ Guten. Bei Schauspielern sind, so heißt es, die Schurkenrollen besonders begehrt.

Jesus von Nazareth hat kaum um seinen eigenen Platz in der Welt oder gar um die Absicherung seines Nachruhms gekämpft. Er hat kein Haus gebaut, keinen Sohn gezeugt und kein Buch geschrieben. Er schaffte es nicht auf eine Planstelle, eroberte kein Amt und vollbrachte keine militärischen Heldentaten. Stattdessen tat er sich mit lauter Verlierern zusammen. Er behauptete, dass die „loser“ am Ende gewinnen würden, und dass die „winner“ erst mal ihre Siegerpose verlieren müssten, wollten sie auch eine Chance haben.

Das einzige, wogegen Jesus kämpfte, war die dämonische Macht des Bösen.

Dämonen dürfen (müssen) besiegt werden. Menschen nicht. Ein Mensch ist viel zu kostbar. Man darf ihn nicht so einfach verlieren lassen. Nicht sich verlieren lassen. Nicht verloren gehen lassen.

Wir müssen unseren Platz auf der Erde nicht gegeneinander, sondern *gemeinsam* erkämpfen und sichern.

Jesus verlor den Kampf um sein Leben, aber den Kampf um die Herzen der Menschen verlor er nicht, denn Gott war mit ihm. Er stieg aus der Tiefe als Sieger empor, heißt es im Osterlob. Seitdem hat die Angst keinen Grund und das Böse keine Aura mehr. Mit Christus feiern die Glaubenden, singen die Hoffenden, lächeln die Liebenden, denn der endgültige Sieg des Guten steht schon fest. Alle werden sich dereinst darüber freuen, auch wenn manche das jetzt noch nicht wahrhaben wollen.

(Michael Buchmann, Februar 2005)

Jeder Mensch ist eine Welt für sich. Niemand kann in einen anderen hineinschauen. Niemand weiß, wie ich Farben sehe, oder Musik erlebe. Und ich weiß nicht, was in einem anderen vorgeht. Und manchmal scheint es, als wisse ich nicht einmal, was in mir vorgeht. Der andere ist ein Geheimnis, und ich bin es auch. Es gibt aber ein Instrument, mit dessen Hilfe wir dieses Geheimnis ein wenig lüften können. Und dieses wunderbare Instrument ist die Sprache.

Gott sei Dank kann niemand meine Gedanken lesen. Die Gedanken sind frei. Mein Herz ist mein Freiraum, wo niemand mich kontrollieren kann. Ich kann selbst entscheiden, wann und wo und wie ich einem anderen einen Blick in mein Inneres gönnen und etwas von mir mitteilen will. Erst dann tu ich den Mund auf.

Sage mir, wie ein Mensch spricht, und ich sage dir, was für ein Mensch das ist.

Wenn ein Mensch spricht, redet er zunächst mal fast immer irgendwie von sich selbst. Reich *mir* den Kaffee rüber. *Ich* brauche Hilfe. *Mir* tut der Kopf weh. *Ich* bin morgen nicht da. *Ich* erkläre dir, wie *ich* die Sache sehe. *Ich* ord-ne an. *Ich* möchte das wissen. *Meine* Meinung ist folgende. *Ich* halte das für Blödsinn. Und so weiter. Für einfache Fälle genügt das. Der Angeredete sagt „Ja“ oder „Nein“ oder „Mmh“, und die Sache ist erledigt.

Manchmal allerdings möchte man dem Wort eines anderen ant-worten. Aus der Antwort ergibt sich wieder eine Antwort, und so weiter. Es entsteht ein Gespräch. Wenn die Gesprächspartner dann auch immer nur von sich re-den, reden sie „aneinander vorbei“. Es passiert sehr oft, dass Menschen im Gespräch so erfüllt sind von ihrer eigenen Meinung, dass sie gar nicht rich-tig mitkriegen, was ein anderer sagt. Vielleicht lernt man dabei wenigstens sich selbst besser kennen. Sonst könnte man sich ein solches „Gespräch“ auch sparen.

Die Sprache ist ein Zaubermittel. Sie kann mich dazu verlocken, eine Sache nicht mehr nur von mir aus, sondern auch vom anderen aus zu erleben. Ich erfahre, wie ein anderer sieht, denkt, fühlt, und kann das *nachvollziehen*. Ich *verstehe* mein Gegenüber. Wenn Menschen einander verstehen, ereignet sich das wahre Wunder der Sprache.

Ich kann einen Menschen nur dann verstehen, wenn ich ihn auch verstehen *will*. Ich will verstehen, wenn ich mich *interessiere*. Ich kann mich für den Menschen interessieren, oder für die Sache, die er erzählt; beides ist mög-lich. Aber ohne Interesse gibt es kein Verstehen.

Interesse und Verstehen haben mit *Liebe* zu tun; mit Liebe zur Sache oder mit Liebe zum Menschen. Wenn ein Mensch spricht, wirbt er. Er wirbt um Interesse für seine Sache, er wirbt um Verständnis für sich selbst, er wirbt um Zustimmung, um Sympathie. Das Gefühl, nicht verstanden zu werden, ist fast so schmerzlich, wie das Gefühl, nicht geliebt zu werden. Die Phrase „nimm’s nicht persönlich!“ hilft da überhaupt nicht weiter.

Eine kontroverse Diskussion ist etwas Wunderbares. Aber sie ist immer auch ein Wagnis. Grundregel: Nie widersprechen, bevor man verstanden hat! Wenn ich einem Menschen in der Sache widerspreche, sollte er unbedingt spüren, dass ich ihn trotzdem achte oder gar mag.

Sprechen fällt leicht, wenn es um Dinge geht, die dem Gegenüber angenehm sind. Wenn ich Angenehmes sage, bin ich selber auch angenehm, und das tut mir gut und dem anderen auch. Freundlichkeiten, Komplimente, ein Witz, eine gute Nachricht, eine unterhaltsame Geschichte, etwas harmloser Klatsch. Das Wetter ist deswegen ein so schönes Thema, weil niemand dran schuld ist und weil man sich im Ärger oder in der Freude darüber leicht verstehen kann.

Sprechen fällt schwer, wenn ich Unangenehmes sagen will. Eine für den anderen vermutlich lästige Bitte, eine Sorge, einen Kummer, einen Schmerz. Eine Kritik. Einen Vorwurf. Das Eingeständnis einer Schuld. Eine Unglücksbotschaft. Alle diese Dinge tun weh, in unterschiedlicher Weise. Wenn ich einen Menschen liebe, will ich ihm nicht weh tun. Und bringe den Mund nicht auf.

Gerade *weil* die Sprache ein so mächtiger Zauber ist, kann man sie auf so vielfältige Weise missbrauchen.

Man kann mit Worten drumrumreden und verharmlosen, aufbauschen und dramatisieren, schönfärben und schlechtmachen, schmeicheln und in den Dreck ziehen.

Man kann mit Worten täuschen und vertuschen, lügen und betrügen.

Man kann mit Worten verspotten, in Verlegenheit bringen, lächerlich machen.

Man kann mit Worten auch sich selbst lächerlich machen, sich aufspielen, sich um Kopf und Kragen reden, in Fettnäpfchen treten, peinliches Schweigen auslösen.

Man kann mit Worten drohen, einschüchtern, erniedrigen, beleidigen, verwunden, zustechen.

Wenn ein Mensch viel Macht hat, haben auch seine Worte viel Macht.

Ein Mensch, der geliebt wird, hat viel Macht über den Liebenden. Wer geliebt wird, kann mit einem einzigen gut gezielten Wort im Liebenden Zerstörungen anrichten.

Ein Wort, das einmal ausgesprochen wurde, kann nicht mehr zurückgeholt werden.

Jesus nimmt den Missbrauch der Sprache sehr ernst. Er hat gesagt, dass die Menschen von jedem nichtsnutzigen Wort, das sie geredet haben, Rechenschaft geben müssen am Tag des Gerichts.

(Michael Buchmann, März 2005)

AUFBRÜCHE

Reisende, Wandernde, Marschierende fanden in früheren Zeiten abends oft-mals keine Unterkunft. Sie schlugen ein Lager auf. Am Morgen mussten die Zelte dann wieder „abgebrochen“, musste das Lager „aufgebrochen“ werden. Man blies zum „Aufbruch“. Ursprünglich markierte dieses Wort also das *En-de der Ruhe*. Heute jedoch bezeichnet es den *Beginn eines Weges*. Das Wort „Aufbruch“ schaut nicht mehr zurück, sondern eindeutig nach vorn.

Wenn es um ein lockendes Ziel geht, ist die Seele oft schon längst aufgebrochen, während der Leib noch festhängt und nicht loskommt. Die Seele träumt schon vom Strand, vom Gipfel, vom Urlaubsparadies, und der Leib findet vor lauter Träumen keinen Schlaf. Die Seele kann es kaum erwarten, aber der Leib muss noch den Koffer packen, den Rucksack vollstopfen, die Stiefel schnüren, das Frühstück runterschlingen. Die Seele kommt erst zur Ruhe, wenn man endlich in Bewegung ist. Ein Aufbruch wie eine Befreiung.

Vor 65 Jahren gab es bei uns nicht selten Aufbrüche ganz anderer Art. Zwei Unbekannte standen vor der Tür, zeigten einen Ausweis und sagten, man solle mitkommen. Und dann musste man sehr rasch aufbrechen - wer weiß, wohin. Vor 60 Jahren brachen dann viele auf, weil sowjetische Panzer an-rückten. Anderen sagte man, sie müssten jetzt aufbrechen, denn als Deut-sche seien sie hier von nun an unerwünscht. Bis heute brechen irgendwo auf Gottes schöner Erde Menschen auf, weil sie ihres Lebens nicht mehr si-cher sind. Oder weil sie hoffen, anderswo nicht zu verhungern.

Bei solchen Aufbrüchen zerbricht manchmal das ganze Leben.

Quäkend, piepsend, klingelnd gibt der Wecker das Signal zum Aufbruch in den neuen Tag. Ein Blick in den Terminkalender sagt mir, wohin dieser Tag mich führen wird. Ich bin vorbereitet, ich habe alles bedacht, ich habe alles dabei, mir kann heute eigentlich nichts passieren.

Moment mal. Vorsicht. Jeder Aufbruch steigert die Wahrscheinlichkeit, dass sich etwas Unerwartetes ereignet. Etwas, das ich nicht bedacht habe. Etwa eine gefährliche Situation auf der Straße. Ein Mensch, der mich anspricht und mich braucht. Dann ist Geistesgegenwart gefragt. Die kann ich nicht so einfach einstecken und mitnehmen. Aber ich kann ein Gebet sprechen.

Sobald jemand aufbricht, kommen die Dinge in Bewegung, und Bewegung ist erzählenswert. Deshalb beginnen so viele Geschichten mit einem Auf-bruch. Ein Mädchen bricht auf, um der Großmutter Kuchen und Wein zu bringen. Etliche Leute brechen auf, um Troja zu erobern. Doktor Faust bricht auf zum Osterspaziergang und trifft da auf einen seltsamen Pudel. Die Kommissarin muss aufbrechen, um Tatort und Leiche zu begutachten.

Man hüte sich vor unüberlegten Aufbrüchen. Man könnte unversehens in eine Geschichte geraten.

Vor ungefähr 3333 Jahren brachen einige Leute auf und flohen aus Ägypten in die Wüste. Dabei erlebten sie die Hilfe des Gottes Jahwe. Mit diesem Auf-bruch, dem „Exodus“, begann ein langer Weg. Er führte zur Entstehung des Volkes Israel, zur Abfassung der Bibel, zum Christentum, zur europäischen Kultur. Gott allein weiß, wohin er noch führen wird.

Das Neue Testament ist ein einziger Aufbruchsbericht. Der Engel bricht auf zu Maria, Maria bricht auf zu ihrer Cousine, dann mit Josef nach Bethle-hem, dann nach Ägypten. Jesus bricht auf zum Jordan, dann in die Wüste, dann nach Kapharnaum, dann immer so weiter. Zur Ruhe kommt er nicht „daheim“, sondern

auf dem Berg, bei Gott. Dann bricht er auf nach Jerusa-lem. Nicht einmal das Felsengrab kann ihn festhalten. Und schließlich bricht Paulus auf in die weite Welt. Und wir? Ich fürchte, wenn Jesus heute wiederkäme, würde er uns erst mal aufscheuchen.

Der Aufbruch zu allen Aufbrüchen, zu Anbeginn, das war, wie es heißt, ein „Urknall“. Wissenschaftsmagazine im Fernsehen versuchen manchmal, uns diesen Urknall zu „zeigen“, und wir sehen dann eine leuchtende, krachende Explosion. Das aber ist blanker Unsinn, denn in jenem allerersten Augen-blick gab es ja noch kein Licht und keine Schallwellen und auch keinen Punkt, von dem aus man irgendetwas hätte „sehen“ können. Forscher versu-chen, mit Hilfe von Modellrechnungen den Anfang der Welt zu verstehen, aber keines dieser Modelle wird jemals durch Erfahrung bestätigt werden. Der Aufbruch der Schöpfung wird für uns immer ähnlich unfassbar bleiben wie der, welcher ihn veranlasst hat.

Dem ersten Aufbruch folgten weitere, einer erstaunlicher als der andere. Vor 4,5 Milliarden Jahren brach das Sonnensystem auf, vor 4 Milliarden Jahren das irdische Leben. Vor etwa 520 Millionen Jahren begannen die Wirbeltiere ihren Weg. Vor 425 Millionen Jahren tauchte das Leben aus dem Wasser auf und eroberte das feste Land. Keiner dieser folgenschweren Aufbrüche wurde seinerzeit von „irgendjemand“ zur Kenntnis genommen. Aber dann ereignete sich vor circa 2 Millionen Jahren in Afrika unter ungeklärten Umständen der Aufbruch der Gattung Homo, Mensch. Von nun an werden Aufbrüche auf Erden bewusst erlebt, erlitten, geplant, gewagt.

Seit ich denken kann, ging ich immer schon so dahin auf meinem Lebens-weg. Den Aufbruch, meine Geburt, habe ich damals gar nicht so richtig mit-bekommen, und jetzt muss ich täglich die Folgen dieses unüberlegten Wag-nisses tragen. Hätte ich mich seinerzeit ins Leben hineingetraut, wenn ich geahnt hätte, was da auf mich zukommt? Auf diese Frage antworte ich je nach Tagesform unterschiedlich – was ganz egal ist, denn passiert ist pas-siert. Ich hoffe nur, dass da ein Höherer, ein Wissender, ein Barmherziger mitentschieden hat, dass es nun *gerade mich* gibt, und dass er sich für mich auch ein wenig verantwortlich fühlt.

Jeder Augenblick des Lebens ist ein Aufbruch, denn in jedem Augenblick schließe ich mit Vergangenen ab; ich entscheide, welchen Weg ich nun neh-men will, und dann gehe ich hinein in die Zukunft. Meist tu ich das mit ge-mischten Gefühlen. Aber zu dieser Gefühlsmischung gehört *auch* die Freu-de. Nun denn, in Gottes Namen...

(Michael Buchmann, Mai 2005)

ALLERLEI ERWARTUNGEN

Was erwarten Sie von diesem Text? Spannung? Unterhaltung? Anregung? Erwarten Sie bitte nicht zu viel. Ach so, Sie erwarten gar nichts? Das wäre natürlich auch schade. Denn dann würden Sie ja jetzt nicht weiterlesen.

Wer *wartet*, der steht einfach herum, bis irgendwas passiert. Wer *auf etwas wartet*, weiß schon irgendwie, was gleich kommen wird, und warum er jetzt hier herumsteht. Wer *etwas erwartet*, dem geht das, was geschehen wird, bereits durch den Kopf und beschäftigt seine Gedanken. Die Vorsilbe *er-* bezeichnet meist ein ausdrücklich zielgerichtetes Handeln (er-zwingen, er-steigen, er-schlagen usw.). „Erwarten“ ist also ein „zielbewusstes Warten“.

Wir erwarten den Feierabend, das Gehalt, das Zeugnis, Weihnachten, den Urlaub, die Silberhochzeit, das Rentenalter. Wir erwarten, dass die Sonne aufgeht, dass die Waschmaschine funktioniert, dass der Winter kommt und dass das Auto anspringt: alles Ereignisse, mit deren Eintreffen wir relativ sicher rechnen können.

Oft allerdings erwarte ich etwas, womit ich eigentlich nicht rechnen kann und darf. Ich erwarte nämlich ein bestimmtes Verhalten *eines anderen Menschen*. Wie komme ich dazu? Der andere ist frei und entscheidet selbst! Wie kann ich sicher sein, dass er sich nach meinen Erwartungen richtet? Und wenn ich von ihm gar „zu viel erwarte“? Dann wird er sich solchem „Erwartungsdruck“ vermutlich erst recht widersetzen!

Es kann immer passieren, dass etwas Erwartetes „wider Erwarten“ doch nicht geschieht, und bei Menschen erleben wir so etwas besonders oft. Erwartungen können täuschen, und nachher sind wir dann „ent-täuscht“. (Nun ja, ab und zu gibt es auch angenehme Enttäuschungen.)

Also gut. Ich bin bereit, die Freiheit meiner Mitmenschen zu respektieren; außerdem will ich mir schmerzhaftes Enttäuschen in Zukunft ersparen. Ich erwarte also von den Menschen gar nichts mehr. Wieder falsch! Das geht nämlich nicht. *Erwartung ist unvermeidlich*. Wir *müssen* als denkende Wesen immer auch Zukünftiges in unseren Gedanken vorwegnehmen, wir müssen kommende Ereignisse vorhersehen, einschätzen und mit ihnen rechnen, selbst wenn sie nicht so sicher sind, wie wir das gerne hätten. Das gilt auch für den Umgang mit Menschen. Die Zukunft ist immer schon gegenwärtig in unserem Bewusstsein – in Gestalt der Erwartung.

Viele Ereignisse erwarten wir (oft ungeduldig) mit *Vorfreude*. Andere Erwartungen verbinden sich mit einem eher mulmigen Gefühl, mit *Bangigkeit*, gar mit Angst. Und außerdem ist da auch noch die *Spannung*, wie es denn nun tatsächlich werden wird. Diese drei „Erwartungsgefühle“ durchwirken unser ganzes Leben. Geschichtenerzähler wissen damit geschickt zu jonglieren.

„England erwartet, dass jeder Mann seine Pflicht tun wird“ - so lautete Lord Nelsons Tagesbefehl vor der Seeschlacht von Trafalgar. Vorgesetzte betonen besonders gerne, was sie alles von ihren Untergebenen „erwarten“. Sie geben damit zu verstehen, dass es zu ihrem Wunsch und Willen keinerlei Alternative gibt. Der Befehlsempfänger soll erst gar nicht auf die Idee kommen, er könnte eventuell der Erwartung des Chefs *nicht* entsprechen wollen...

Man erwartet von mir, dass ich freundlich bin, dass ich mich ordentlich an-ziehe, dass ich pünktlich zum Dienst erscheine, dass ich gute Arbeit abliefere, dass ich den Mund halten kann, dass ich meine Steuern zahle, dass ich höflich grüße, dass ich niemandem auf die Nerven gehe, dass ich hilfsbereit bin, dass ich nach 22 Uhr

keinen Krach mache, dass ich einigermaßen Be-scheid weiß, dass ich bestimmte Geburtstage nicht vergesse, dass ich mich gesetzestreu verhalte, dass ich für mich selbst sorgen kann, dass ich guter Laune bin, dass ich mich in Gesellschaft zu benehmen weiß, dass ich meine Versprechen halte, dass man mit mir auskommen kann...

Lebe ich eigentlich selbst, oder werde ich von den Erwartungen anderer ge-lebt?

Je wichtiger Menschen füreinander werden, desto mehr gegenseitige Erwar- tungen gibt es. Nur sehr, sehr Einsame kommen in den Erwartungen ande-rer Menschen nicht vor. Wenn man von mir etwas Gutes erwartet, ist das immer eine Auszeichnung; es zeugt von Zutrauen und Wertschätzung. Den-noch muss ich selbst entscheiden, welche an mich gerichtete Erwartung ich zurückweise und welche ich akzeptiere. Ja sagen und Nein sagen – beides will gelernt sein. Große Erwartungen können ungeahnte Kräfte freisetzen, zu große allerdings könnten mich lähmen.

Wer von bestimmten Menschen von vornherein etwas Schlechtes erwartet, hat ein Vorurteil und soll sich schämen.

Lebenskünstler sind vorsichtig mit eigenen Erwartungen; sie erwarten eher etwas weniger vom morgigen Wetter, von der Party, vom Urlaub, vom Part-ner, von den Kindern, von sich selbst, vom ganzen Leben... Denn wer seine Erwartungen ständig zu hoch ansetzt, untergräbt seine Beziehungen und treibt sich in die Verbitterung. Und wer bei anderen zu hohe Erwartungen weckt, tut sich ebenfalls nichts Gutes. Es muss stets möglich sein, dass Erwartungen übertroffen werden. Nur dann kann sich so etwas wie „Glück“ ereignen.

Die Menschen der Bibel wagten es, sogar von Gott allerlei zu erwarten: Er wird Israels Heer zum Sieg führen, er wird das Haus David ewig herrschen lassen, er wird die Verbannten heimgeleiten, er wird den Gerechten blühen lassen wie die Palme, den Frevler jedoch von der Erde vertilgen, er wird einen neuen David senden, und er wird den Menschensohn *bald* erscheinen lassen auf den Wolken des Himmels... Man musste allerdings erleben, dass Gott mit menschlichen Erwartungen oft anders umgeht als gedacht. Jesus deutet in dunklen Gleichnissen an, dass Gott der *Unerwartete* ist.

Dennoch – es gibt keinen Glauben ohne Erwartungen an Gott. In jeder Eucharistiefeier besiegeln wir die Erwartung, dass Gottes Reich kommen und sein Wille geschehen werde, im Himmel und auf Erden. Im Credo sagen wir es Gott ins Gesicht, dass wir von ihm nichts Geringeres als die Aufer-stehung der Toten und das ewige Leben erwarten. Gott selbst hat diese Er-wartungen in uns geweckt, und er wird darauf eingehen. Aber er wird es wohl auf unerwartete Weise tun. Spannung ist angesagt.

(Michael Buchmann, Oktober 2005)

Um diese Jahreszeit schreibt die Kirche das Wort „Advent“ in den Kalender. Sie tut das seit 1400 Jahren. Na, und? Was geht mich das an? Was geht mich der kirchliche Kalender an? In meinem Kalender stehen ganz andere Termine.

Das kirchliche Jahr ist ein Spiel. Ein Spiel mit 365 Spielfeldern. Wenn man auf bestimmte Spielfelder kommt, sind bestimmte Ereignisse zu würdigen, bestimmte Themen zu bedenken, bestimmte Texte zu lesen, bestimmte Lie-der zu singen. Ja, ich spiele das Spiel mit. Es ist das Spiel meines Lebens.

Nun also wieder alles auf Anfang: Advent. Der Advent erinnert an eine Zeit, da es noch kein Christentum gab. Damit erinnert er uns auch daran, dass es auch in unserer Zeit weithin kein Christentum gibt. Dass es auch in un-serer Kirche weithin kein Christentum gibt. Der Advent erinnert *mich* daran, dass es auch in meiner Seele weithin kein Christentum gibt. Im Advent ist es sehr dunkel.

Dunkelheit, Finsternis, Gottes-Finsternis. Wo ist Gott? Für viele kluge und gebildete Leute ist allein schon diese Frage eines modernen Menschen un-würdig. Sie verweisen auf Dachau und Auschwitz, sie berufen sich auf Nietz-sche und Freud und auf die wissenschaftliche Vernunft, und sie erklären mir, das Christentum liege als mittelalterliches Relikt schon längst auf dem Müllhaufen der Geistesgeschichte. Fast täglich lese ich dergleichen in meiner Zeitung. Was soll ich dem entgegenhalten? Ausgerechnet ich? Ich bin kein „religiöser Mensch“. Ich stehe mit meinem Versuch, an Gott zu glauben, im-mer noch ganz am Anfang. Nach spirituellen Höhenflügen lande ich immer wieder unsanft im Advent.

Viele Leute bemerken die Finsternis des Advents gar nicht. Sie feiern im De-zember eine Art heidnisches Winterfest, eine mehrwöchige Dauerparty in wechselnder Besetzung, mit Weihnachtsmännern, Päckchen, Glückwunsch-karten, Lichterketten, Punsch und gutem Essen. Ich will niemandem den Spaß verderben – schon gar nicht dem gebeutelten Einzelhandel. Aber mich geht das alles nichts an. Ich ziehe mich diskret zurück – und verschwinde in der Nacht, in der Nacht des Advents.

Wir werden hier jetzt gleich zur Tagesordnung übergehen. Alle kirchlichen Teams arbeiten in dieser Zeit umfangreiche Tagesordnungen ab. Ich mache mit, keine Frage. Wirklich keine Frage? Für mich schwebt über allen kirchli-chen Tagesordnungen eben doch ein dickes, adventliches Fragezeichen. Es könnte ja sein, dass der ganze Laden hier auf tönernen Füßen steht.

Es gibt tröstliche Signale. Es gibt viel Barmherzigkeit in diesen Tagen, viele Spenden, viel guten Willen. Und es gibt die Musik. Ich will ja durchaus nicht untröstlich sein. Das passt gar nicht zu mir.

Und es gibt da noch eine Erinnerung. Angeblich, wenn es auf Erden ganz dunkel ist, so heißt es, in der tiefsten Finsternis, in einer schwarzen Mitter-nacht, da werde dereinst über unserer Welt eine neue, eine ganz andere Son-ne aufgehen und uns bis in die Seele leuchten. Wie das geschehen soll? Ich weiß es nicht. Ob ich was mitkriege? Keine Ahnung. Aber schön wäre es schon, sehr, sehr schön.

NICHTS ZU DANKEN?

Wenn man sich vor einer Auslandsreise schnell noch ein paar Brocken der entsprechenden Fremdsprache aneignet, wird man sich auf jeden Fall auch das passende Wort für „danke“ einprägen. Ohne thank you, wel bedankt, grazie, tack så mycket, спасибо, obrigado, gracias, çok teşekkür, merci bien etc. kann und darf man sich eigentlich nirgendwo blicken lassen.

Mit dem Wort „danke“ beantwortet man eine Gefälligkeit, eine Hilfe, ein Geschenk, eine Freundlichkeit. Auch wenn es nur um etwas Simples, Selbst-verständliches geht – man bedankt sich. Auch wenn man die Gefälligkeit als lästig, die Hilfe als überflüssig, das Geschenk als unnütz und die Freundlichkeit als aufdringlich empfindet – man bedankt sich. So will es die Regel der Höflichkeit.

Der Vorteil dieser Regel: Man geht entspannter miteinander um.

Der Nachteil dieser Regel: Man weiß nie genau, ob der Dank ehrlich ist.

Ich lese auf dem Kassenzettel des Supermarkts die Worte: „Vielen Dank für Ihren Einkauf.“ Eine Maschine, die nichts empfinden kann, bedankt sich bei mir im Auftrag einer Firma, die nichts von mir weiß. Vielen fällt solcher Un-sinn gar nicht auf. Mir schon.

Das Wort „danken“ kommt von „denken“, „gedenken“. Es beschreibt die Empfindung, die in einem aufsteigt, wenn man eines Menschen gedenkt, dem man etwas „verdankt“. Wenn ich mir beim Wort „danke“ nicht wenigstens ein kleines bisschen „denke“, hat dieses Wort keinen Sinn.

Wer ein Angebot ablehnt, sagt „nein, danke“ und gibt damit zu verstehen, dass er dieses Angebot zu schätzen weiß, auch wenn er es gerade nicht brauchen kann. Das ist zwar seltsam, aber sinnvoll. Denn ohne das „danke“ kann eine Ablehnung leicht verletzend wirken.

Gern verdreht man das höfliche „danke“ auch sarkastisch ins Gegenteil:

„Danke, das reicht. Verschwinden Sie!“

„Atomkraft – nein danke!“

„Schöne Schweinerei. Herzlichen Dank!“

Weil uns das Wort „danke“ so wenig kostet, scheint es oft als Ausdruck ernsthaften Dankes nicht zu genügen; man hält ein deutlicheres Zeichen für angebracht. Und so erwidert man dann das Kompliment mit einem Gegenkompliment, die Einladung mit einer Gegeneinladung, das Geschenk mit einem Gegengeschenk: Man „revanchiert“ sich – als ob es um einen Wettkampf ginge.

Viele verschmähen fremde Hilfe, weil sie niemandem „zu Dank verpflichtet“ sein wollen. Außerdem könnte der Helfer ja irgendwann mal die Rechnung präsentieren: „Weißt du noch, damals...? Jetzt könntest du dich dankbar erweisen!“

Wer sich durch berechnende Wohltaten die Dankbarkeit anderer Menschen sichern will, wird fast immer enttäuscht werden. Denn der andere wird sich dann durch moralischen Druck zur Dankbarkeit verpflichtet fühlen, er wird vielleicht etwas höflichen Dank heucheln und sich dann so schnell wie möglich der lästigen Verpflichtung entziehen. Und dann heißt es wieder, Undank sei der Welt Lohn.

Fast alles, was ich *mein* nenne, verdanke ich anderen. *Mein* Leben, *meine* Ausbildung, *meine* Chancen, *meine* Beziehungen, *meine* Sprache, *meine* Kultur, *meinen* Arbeitsplatz und, ja, auch *meinen* Glauben... Selbst meine geheimsten

Gedanken wurden von anderen angeregt. Auch meine innersten Gefühle werden oft von anderen ausgelöst. Ohne andere wäre ich nichts. Selbsterkenntnis und Dankbarkeit sind voneinander nicht zu trennen.

Einspruch. Alles, was an mir besonders und einmalig ist, das verdanke ich nicht anderen, sondern mir selbst. Ich selbst habe aus der Erziehung durch meine Eltern erst was Eigenes machen müssen, ich selbst muss mich auseinandersetzen mit dem Einfluss der anderen, ich selbst trage die Verantwortung für das, was ich bin. Mit Dankbarkeit hat das nichts zu tun.

Wirklich nicht? Ich habe mich nicht selbst erfunden. Ich könnte ja nicht mal einen Grashalm erfinden. Ein „Ich“ aber ist das größte der Wunder. „Ich“ bin die Idee eines anderen. *Gott sei Dank.*

Wenn ein Mensch einem anderen eine Freude macht, ist das immer *für beide* erfreulich. Beide dürfen einander dankbar sein. Anders gesagt: Gute Taten tragen ihren Dank in sich. Die Freude, die ein gelungenes Stück Leben begleitet, ist gleichzeitig auch der Dank.

Manchmal kommt der Dank „von Herzen“. Ich weiß, ich kann diesem Menschen niemals zurückgeben, was ich bekommen habe, ich bin und bleibe Empfangender, wir werden niemals „quitt“ sein. Aber das macht nichts. Man empfindet da weder Höflichkeit noch Verpflichtung, sondern das kindliche Glücksgefühl des Beschenktseins. So etwas hat wohl mit Liebe zu tun.

Ich feiere das „Erntedankfest“ für mich als „Schöpfungsdankfest“. Ich danke an diesem Tag nicht nur für das, was man essen oder sonstwie konsumieren kann. Ich danke auch für den leuchtenden Abendstern, die blaue Wegwarte, den giftigen Fliegenpilz, die seltsame Tiefseequalle, das ferne Land Kamtschatka und auch für das Unkraut, das ich gerade ausreiße. Beim Betrachten der Schöpfung wird „denken“ und „danken“ oft eins.

„Wie gut ist es, dem Herrn zu danken“, sagt der Psalm 92. Es ist gut, wenn man sich des Lebens so sehr freuen kann, dass man dafür danken möchte – das ist ja leider nicht immer der Fall. Wer in der Lage ist, Gott zu danken, erlebt in diesem Dank die ganze Schönheit und Lust und Kostbarkeit des Lebens neu. Dankbarkeit gegen Gott ist nicht Pflicht, sondern Gnade.

(Michael Buchmann, August 2006)

DAS LEBEN, EIN WEITES FELD...

Noch ehe der Wecker in Aktion treten konnte, bin ich aufgewacht. Der Schlaf war wieder mal kurz. Zu kurz. Egal. Jetzt habe ich noch eine halbe Stunde, einfach so. Ich spüre das warme Bett. Ich bewege die Beine, die Arme, die Augenlider. Ich sehe Farbflecke, Umrisse im Dämmerlicht. Letzte Fetzen eines Traums lösen sich auf. Die Gedanken beginnen zu kreisen. Zielloos. Ich fühle mich wohl. Ich **lebe**. Gott, was für ein Wunder.

Das Leben sei ein Weg, heißt es. Ein Abenteuer. Eine Kunst. Eine Last. Ein Wechselbad. Eine Aufgabe. Eine Party. Eine Tretmühle. Eine Enttäuschung. Ein flüchtiger Hauch. Eine Prüfung. Ein Kampf. Ein Geschenk. Ein Chaos. Ein Geheimnis. Was nicht alles.

An jeder dieser Metaphern ist was dran, und doch sind sie allesamt falsch. Denn das Leben ist einzigartig. Es lässt sich mit nichts vergleichen.

Erwarten Sie bitte nicht, dass ich Ihnen hier irgendwas Relevantes über das Leben erzählen könnte. Denn wir alle kennen das Leben bereits zur Genüge, bis über beide Ohren stecken wir drin, jede und jeder in seinem eigenen, und auf das eigene Leben kommt es ja schließlich an, und dieses eigene Le-ben kennt nur der, der selber drinsteckt, und sonst kennt es niemand.

Ein Menschenleben ist eine komplizierte Angelegenheit. Es ist so kompliziert, dass ich mein Leben einfach nicht in den Griff kriege. Dabei bin ich nur *ein* Mensch. Und der Mensch ist nur *eine* Art Leben. Es gibt ja auch ganz andere Arten. Es gibt beispielsweise Kraniche, Maulwürfe, Tintenfische, Feigenbäume. Es gibt 20000 verschiedene Orchideen. Es gibt 350000 Arten von Käfern. Und eine Art hat möglicherweise Tausende, Millionen von Individuen, und jedes Individuum Milliarden von Zellen. Und die meisten Lebewesen sieht man gar nicht. Und alles passt irgendwie zusammen. Man darf gar nicht anfangen, sich das Leben auf Erden so richtig vorstellen zu wollen, sonst platzt einem der Schädel.

Die meisten Wesen, die einstmals auf Erden lebten, werden immer und ewig unbekannt bleiben. Nur von ganz, ganz wenigen Geschöpfen kennen wir fossile Spuren. Was vor Jahrmillionen so alles auf heute versunkenen Inseln kroch, fraß, wucherte, schwirrte, schrie – Gott allein weiß es, und ich hoffe, er hatte seine Freude daran.

Man nehme ein wenig Wasser, Kohlenstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor und noch ein paar andere, leicht zu beschaffende Elemente, und schon hat man die Zutaten beisammen, aus denen man „Leben“ zubereiten könnte, wenn – ja, wenn irgendwo in der Wunderküche des Lebens das Rezept zu finden wäre. Wir wissen sehr genau, wie das Leben funktioniert, aber seine Herstellung ist nur ein einziges Mal gelungen, vor 4 Milliarden Jahren, und seitdem nie wieder. Selbst wenn alle Genies der Menschheit mit Hilfe sämtlicher Forschungsinstitute sich auf diese eine Aufgabe konzentrierten – nicht einen einzigen Grashalm könnten sie künstlich erzeugen. Nicht mal einen vertrockneten.

Dennoch, bei allem Respekt vor den Grashalmen: Wir Menschen sind schon eine sehr besondere Sorte Leben. Denn wir, und nur wir, können das Leben untersuchen, erkennen, verstehen, betrachten. Alles Leben, auch unser eigenes. Wir können unser Leben bewusst einsetzen, genießen, riskieren. Wir können über Leben entscheiden. Wir sind eine erstaunlich talentierte Lebensform.

Unser Leben gelingt nicht von selbst. Es kann seine Chancen vertun, es kann läppisch dahindümpeln, und es kann furchtbar daneben gehen. Da heißt es aufpassen. Es sieht so aus, als passe Gott mit uns auf unser Leben auf. Deshalb gibt es mitten in unserem Leben ein Gewissen.

Sag mal, hast du nicht das Thema verfehlt? Du wolltest doch über das Leben schreiben! Und jetzt hast du gar nichts geschrieben über das Essen, über den Wein, das Reisen, das Feiern, die Musik, den Sport, nichts über das Strandleben, das Nachtleben, das Familienleben, das Zusammenleben, das Innenleben, das Liebesleben, nichts über das intensive, das volle, das pulsierende Leben, die Leidenschaft, die Sehnsucht, den Rausch, und auch nichts über die spannenden, dunklen Seiten des Lebens, die Gewalt, die Eifersucht, den Zorn, den Schmerz... Sag mal, wo lebst du eigentlich? Lebst du überhaupt?

Richtig. Stimmt. Danke für den Hinweis. Alle diese Aspekte müssen auch noch dran. Ein paar Zeilen hab ich noch. Also, womit soll ich jetzt weitermachen? Und was dann, als Nächstes? Sag's mir! – Du sagst ja nichts. Ich verstehe. Ja, das Thema Leben ist uferlos. Ganz und gar unerschöpflich. Wer anfängt, darüber nachzudenken, kommt nie an ein Ende.

O doch. Es wird ein Ende sein mit allem Nachdenken. Mit allem überhaupt wird ein Ende sein. Fast hätte ich es wieder einmal verdrängt, aber selbstverständlich muss, wer über das Leben spricht, auch über den Tod sprechen. Obwohl, was will man da viel sagen? Der Tod verschlägt mir in der Regel die Sprache. Er ist eben das Ende. Auch das Ende des Geredes.

Natürlich weiß ich, dass zum Leben der Tod gehört. Alles Fleisch ist wie Gras. Lebendiges jagt, tötet und frisst Lebendiges. Und nur, weil das so ist, konnte auf Erden immer wieder neues Leben entstehen, unter anderem auch jene seltsame Lebensform, die sich selbst den Namen „Mensch“ gab. Sein Leben lang sieht dieser Mensch anderes Leben sterben. Und dennoch hat er Probleme mit dem Tod. Große Probleme. Ich auch.

Wer das Leben liebt, will nicht sterben. Wer ein anderes Wesen liebt, will es nicht sterben sehen. Gott sorgte dafür, dass wir Menschen lieben können – und er hat, denke ich, selbst mehr von dieser Liebe als wir, unvorstellbar viel mehr. Er will, sagt Jesus, uns nicht einfach so sterben sehen wie andere Geschöpfe. Er will sich in Ewigkeit von uns nicht trennen. Wie sollen wir das verstehen? Ich weiß es nicht. Ich verstehe ja nichts vom Leben, von der Liebe, von Gott... Aber ich werde wieder Ostern feiern. Mit großer Freude.

(Michael Buchmann, Februar 2007)

ALLES IN BEWEGUNG

Manchmal bewegt sich das Leben sehr schnell. Es herrscht die sattem bekannte Hektik. Zeitdruck, Gerenne, Geschrei. Alle wollen was, und alles soll gleichzeitig passieren, am besten bis gestern. Es reicht. Ich will Ruhe. Lasst mich endlich, endlich in Ruhe!

Manchmal steht das Leben fast still. Es herrscht die sattem bekannte Langeweile. Es ist einfach nichts los. Ich kann mich zu nichts aufraffen. Die Zeit will und will nicht vergehen. Wenn sich doch endlich irgendwas bewegen, irgendwas rühren würde!

Was willst du eigentlich, fragt mich das Leben. Willst du deine Ruhe, oder willst du, dass sich was bewegt? Frag mich was Leichteres, antworte ich.

Der Nachthimmel strahlt tiefe, tiefe Ruhe aus. Dabei steht er keineswegs still, denn die Erde unter meinen Füßen dreht sich. Gleichzeitig zieht die Erde ihre Bahn um die Sonne, und die Sonne mitsamt der Erde kreist um das Zentrum der Galaxis, und die Galaxis mit allen Sonnen fliegt irgendwie, irgendwohin durch ein Universum, das sich unaufhörlich ausdehnt...

Nichts, absolut nichts in diesem Universum ist auch nur einen einzigen Augenblick lang unbewegt. Es gibt keine Ruhe. Nirgends.

Bewegung kann durchaus gefährlich sein. Sie speichert Energie. Wird die Bewegung abrupt gestoppt, entlädt sich diese Energie und verursacht entsprechende Zerstörungen. Das Auto und der Baum. Die Lawine und das Haus. Die Flutwelle und die Küste. Die Gewehrkegel und der Mensch.

Der Stein gilt als Inbegriff der Unbeweglichkeit. Dabei sind die Teilchen, aus denen er besteht, unaufhörlich in Bewegung. Selbst am absoluten Nullpunkt, also bei -273,15 °C, wenn alle Atome und Moleküle stillstehen, bewegen sich die Elementarteilchen weiter. Materie kann nur in Bewegung existieren.

Was für tote Materie gilt, gilt erst recht für das Leben: Alles ist in Bewegung. In einer lebendigen Zelle ist ständig Betrieb. Selbst wenn ich schlafe, sorgen Herz und Lunge durch unaufhörliche Bewegung dafür, dass ich demnächst – Gott sei Dank – wieder aufwache.

Pflanzen leben vom innigen Bodenkontakt. Ihr Bewegungsbedarf ist begrenzt. Bei Tieren ist das in der Regel anders. Wer leben will, muss sich bewegen. So hat die Tierwelt eine Fülle phantastischer Bewegungsformen entwickelt. Das Klettern des Eichhörnchens. Den Flug des Mauerseglers. Das Kriechen der Schnecke. Jagd und Flucht, Kampf und Paarungsspiel.

Auch der Mensch musste sich einst lebhaft bewegen, wollte er einigermaßen über die Runden kommen. Irgendwie war ihm das nicht recht, und so erfand er Maschinen, die ihm so manche lästige Bewegung abnehmen. Weil er aber das Herumsitzen auch nicht erträgt, erfindet er nun allerlei verwunderliche Bewegungen, die man zum Überleben eigentlich nicht braucht: Das Joggen. Das Boxen. Das Stabhochspringen. Das Skifahren. Das Bungee-Jumping.

Der Bewegungsspielraum des menschlichen Gesichts ist vergleichsweise gering. Aber die kleinen sichtbaren Bewegungen im Antlitz offenbaren uns die großen unsichtbaren Bewegungen des Gemüts, die Welt der Gefühle, der seelischen Regungen, der „Rührung“, oder auch – von lateinisch (e-)movēre, bewegen – die Welt der „Motive“ und „Emotionen“. In dieser Innenwelt er-eignet sich unser wirkliches Leben. Wenn sich draußen in der Welt was bewegt – es kommt bei mir

nur an, wenn es auch mein Herz bewegt. Was immer ich auch bewege, es hat nur Sinn, wenn die Bewegung von innen kommt. Was immer sich auch rühren mag um mich herum – wenn es die Seele nicht anrührt, ist es für mich bedeutungslos.

Ein Mann liegt schwer verletzt am Straßenrand. Ein Priester und ein Levit lassen sich davon nicht rühren, wohl aber ein Fremdling aus Samarien. Die Bereitschaft, sich bewegen zu lassen vom Schicksal des Mitmenschen, und dann der Bewegung des Herzens entsprechend zu handeln – diese Bereitschaft ist nach Jesu Wort für uns lebensentscheidend.

Zu den geheimnisvollen, verborgenen Bewegungen der Seele zählen auch die Gedanken. Sie bewegen sich hin und her zwischen Wahr und Falsch, zwischen Gestern und Morgen, zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Leben und Tod, zwischen Gut und Böse, zwischen Gott und Mensch, zwischen dir und mir. Sie durchmessen Räume – gewaltiger als das ganze Universum.

Die innere Bewegung der Seele kann sich äußern, kann übergreifen auf andere. Gedanken und Gefühle können ansteckend sein. So entsteht aus der Bewegung einzelner bisweilen eine Bewegung vieler, eine Volks- ja, eine Massenbewegung – oft mit bleibender Wirkung. Die Studentenbewegung, die Frauenbewegung, die Umweltbewegung, die osteuropäische Demokratiebewegung – sie alle haben die Welt nachhaltig verändert. München allerdings war einst Hauptstadt einer folgenschweren Bewegung, auf die wir liebend gerne verzichtet hätten.

Ganz gleich, wie ich mich gerade bewege, ob ich faul bin oder fleißig, ortsfest oder unterwegs, aktiv oder müde – in jedem Falle schreite ich voran auf meinem Lebensweg. Ich gehe vom Anfang weg und aufs Ende, aufs „Ver-Gehen“ zu. Diese Bewegung ist unaufhaltsam. Aber sie fügt sich ein in die Ewigkeit: „So gehe ich meinen Weg vor Gott im Land der Lebenden“ (Ps 116/9).

Geld regiert bzw. bewegt die Welt, sagen manche. Andere sagen, die Welt werde von der Macht bewegt. Oder von der Gier. Oder vom Egoismus. Oft sieht es so aus, als hätten sie alle recht. Dann allerdings wäre ich schon längst verzweifelt. Aus der Tatsache, dass ich an der Welt nicht verzweifle, folgere ich, dass die wahrhaft weltbewegende Kraft eine ganz andere ist, nämlich der Geist Gottes, „der Herr ist und lebendig macht“. Und der die wunderbarste aller Bewegungen in uns anregen kann, nämlich die Liebe.

(Michael Buchmann, Juni 2007)

DURCHKREUZTES LEBEN

Wir sind es gewohnt, zu rechnen, und zwar keineswegs nur mit Geld. Man-che rechnen beispielsweise auch mit einem langen Leben. Oder mit einem zweiprozentigen Wirtschaftswachstum. Oder mit einem Wahlsieg. Oder mit einer Beförderung. Oder auch nur mit besserem Wetter. Neulich sagte mir jemand, er rechne sogar mit mir. Ich rechne übrigens auch. Zum Beispiel damit, dass alles gut geht. Dass ich morgen wieder gesund aufwache. Und dass man mich nicht reinlegen will. Manchmal jedoch ist es dem Leben ganz egal, womit wir rechnen. Es erweist sich als unberechenbar. Es macht uns einen Strich durch die Rechnung. Gelegentlich sogar zwei Striche – und das sieht dann aus wie ein Kreuz.

Wünsche bleiben unerfüllt. Pläne scheitern. Träume platzen. Freundschaften zerbrechen. Absichten werden vereitelt. Hoffnungen werden enttäuscht. Vor-haben misslingen. Bemühungen bleiben vergeblich. Chancen werden ver-säumt. Es geht nicht gut aus. Es kommt was dazwischen. Man fällt auf die Nase. Man holt sich eine Abfuhr. Es wird nichts draus. *Durchkreuztes Leben.*

Das Kreuz auf dem Grabstein soll ja eigentlich gerade *nicht* den Eindruck er-wecken, als wolle es ein Leben durchkreuzen. Im Gegenteil! Aber wer weiß das schon noch?

So mancher nimmt den „Strich durch die Rechnung“ gleich selber vorweg und rechnet von vornherein mit dem Schlimmsten. Aber auch Befürchtun-gen können durchkreuzt werden. Und dann kann es vorkommen, dass so ein Mensch sich über die Wendung zum Besseren gar nicht richtig freut, vor lauter Ärger, mit seinem Pessimismus nicht Recht behalten zu haben.

Die Menschen sind wunderbare Geschöpfe. Besonders wunderbar an ihnen ist, dass sie Phantasie haben, zu träumen wagen, Pläne machen. Mögen sie Erfolg haben! Nun ja, vielleicht nicht alle. Manche Pläne würde ich gern eigenhändig durchkreuzen. Die der Terroristen zum Beispiel. Und die der Diktatoren. Der Regenwaldabholzer. Der Mafia. Der Betrüger. Der Ausbeu-ter. Der selbstgefälligen Ehrgeizlinge. Der Gegenpartei. Der Konkurrenz. Der intriganten Kollegen. Der autoritären Chefs...

Manchmal scheint mir, Gott hätte seinen Plan, Menschen zu erschaffen, lie-ber gleich selber von vornherein durchkreuzen sollen. Aber das geht vorbei. Schließlich sind die Menschen wunderbare Geschöpfe.

Als ich vor vielen Jahren anfang, Theologie zu studieren, hatte ich große Ro-sinen im Kopf. Ich hoffte beispielsweise, ich würde als Theologe öfters mit Nicht-(mehr-)Glaubenden ins Gespräch kommen und könnte dieselben dann durch die überlegene Kraft meiner Argumentation von der Wahrheit des Christentums überzeugen und zum Glauben zurückführen. Diese überhebli-che Idee wurde selbstverständlich durchkreuzt. Heute, am Ende meines Be-rufslebens, bin ich froh und dankbar, wenn Gott mir selber immer wieder in den Glauben hineinhilft.

Wird eine Hoffnung durchkreuzt, muss das nicht das Ende sein. Ein Kreuz kann seinerseits durchkreuzt werden. Und dann entsteht ein Stern.

Weil auch das menschliche Erfolgsstreben oft durchkreuzt wird, gibt es Er-folgreiche und Gescheiterte. Der Erfolgreiche darf in der Regel nicht nur die Vorteile seines Erfolgs, sondern dazu auch noch die Bewunderung des Publi-kums genießen. Der Gescheiterte hingegen hat nicht nur unter den Folgen seines Scheiterns, sondern auch noch unter dem hämischen „Mitleid“ der Leute zu leiden. Das ist unfair. Deshalb liebe ich Tragödien. Dort wird der Scheiternde zum Helden,

und die Erfolgreichen spielen nur banale Nebenrollen. (Solche Tragödien werden übrigens nicht nur von Dichtern, sondern bisweilen auch vom Leben verfasst. Ich denke da beispielsweise an die Geschichte von der Eroberung des Südpols. Amundsen, der Erfolgreiche, ist fast vergessen. Held der Story ist Robert Falcon Scott, der Gescheiterte.)

Die Liebe kann besonders leicht durchkreuzt werden. Denn erstens gehören zur Liebe bekanntlich zwei, und da kann es leicht sein, dass die eine nicht so will, wie der andere sich das vorstellt. Und zweitens verbindet sich die Liebe gern mit hochfliegenden Plänen, wunderbaren Träumen und großen Erwartungen, und da liegen die Enttäuschungen dann schon auf der Lauer. Liebe muss wissen, dass sie ein Wagnis ist. Wenn sie sich gegen ihr Scheitern absichern will, durchkreuzt sie sich selbst.

Alle Regierungen versuchen, die Pläne von Staatsfeinden zu durchkreuzen. Das römische Reich allerdings war da besonders gründlich. Es pflegte nicht nur die Pläne, sondern zugleich auch Leib, Leben und Menschenwürde seiner Widersacher zu durchkreuzen, und zwar buchstäblich, mittels eines kreuzförmigen Mordinstruments. So eine „Kreuzigung“ sollte den Verurteilten gleichsam öffentlich durchstreichen, ausradieren, auslöschen – was ja in der Regel auch gelang; die meisten Menschen, die man im antiken Rom gekreuzigt hat, wurden vergessen. Einer nur wurde nicht vergessen. In einem einzigen Fall haben die Henker sich vertan. Sie haben nicht den Verurteilten, sondern sich selber durchkreuzt.

Seit damals schauen Verfolgte, Ausgegrenzte, Gefangene, Angegriffene, Denunzierte, Verurteilte, Ausgelachte, Enttäuschte und Gescheiterte aufs Kreuz, in der Hoffnung, Gott werde die Machenschaften der Schuldigen und nicht das Vertrauen der Unschuldigen durchkreuzen. Vielleicht hat Maria sich unter dem Kreuz ja wieder an ihr Lied erinnert, wo es heißt, Gott zerstreue die Hochmütigen und hebe die Erniedrigten auf...

Manche Kreuze funkeln im Glanz von Gold und Edelsteinen. Da vergisst man dann leicht, dass das Kreuz eigentlich eine Ausgeburt (un)menschlicher Erbärmlichkeit ist, eine Demonstration des Sadismus, ein Ort des endgültigen Scheiterns. Gott ganz allein hat das entsetzliche Kreuz in ein leuchtendes Kreuz verwandelt. Auf unbegreifliche Weise hat er aus dem Ende einen Anfang gemacht. Denn es konnte, es durfte einfach nicht sein, dass der Mensch, der Gottes Liebe verkündet hatte, als Gescheiterter untergeht. Gottes Liebe scheitert nicht, sie lässt sich nicht enttäuschen und nicht durchkreuzen, durch nichts und durch niemanden. Wer sich von ihr berühren lässt und selber versucht, ein wenig mitzutun, spürt das – manchmal.

(Michael Buchmann, Januar 2008)

LEBEN IN FREIHEIT

In meinem Kopf verbindet sich das Wort „frei“ automatisch mit allerlei Fluchtgedanken: Termine absagen, Verpflichtungen streichen, Bindungen lösen, Sorgen abschütteln, Aufgaben delegieren, und dann nichts wie weg, auf und davon, die Luft der Freiheit schnuppern... Seltsam. Wie es scheint, empfinde ich mein alltägliches Leben insgeheim als eine Art Gefängnis, aus dem ich mich irgendwie „befreien“ möchte. Das wusste ich gar nicht.

Ursprünglich hat das Wort „frei“ nichts mit Flucht oder ähnlichem zu tun, im Gegenteil, es ist verwandt mit „Freund“ oder „Friede“. Althochdeutsch „frī“ ist ein Mensch, der (mir) viel bedeutet, so viel, dass ich vielleicht sogar daran denke, ihn zu „freien“, mich also lebenslang an ihn (sie) zu binden.

Freiheit. Pressefreiheit. Meinungsfreiheit. Bewegungsfreiheit. Kunstfreiheit, Willensfreiheit. Einigkeit und Recht und Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Ist ja gut. Aber kann man sich dafür auch was kaufen?

Es gibt Augenblicke, da leuchtet das Wort Freiheit auf wie ein Meteor. Beispiele: KZ Dachau, 29. 4. 1945. Brandenburger Tor, 9. 11. 1989. Nelson Mandela, 11. 2. 1990. Natascha Kampusch, 23. 8. 2006. *Befreiung*. Ja, auch ich weiß, wie es sich anfühlt, urplötzlich von einer Last, einer Angst, einem Alpdruck befreit zu sein. Aber man vergisst ja so viel.

Neulich diskutierten wir wieder mal über die menschliche Freiheit. Niemand sei wirklich frei, sagte da jemand, wir seien ja an so vieles gebunden, an unsere Herkunft und unsere Erziehung, an unsere Kultur und Sprache, an unsere Zeit und ihren jeweiligen Zeitgeist, an unsere Vorlieben und unseren Charakter. Dies alles lenke unser Tun und Denken und schränke unsere Freiheit ein. Stimmt, dachte ich. Dann versuchte ich, alle diese „Einschränkungen der Freiheit“ aus meinem Leben wegzudenken, meine Erziehung, Sprache und Kultur, meine Vorlieben, meinen Charakter. Ohne das alles wäre ich dann doch ganz frei! Ach wo. Ohne das alles wäre ich gar nichts.

Frage: Was ist Freiheit? Antwort: *Ich selbst*. Wenn *ich selbst* denke, handle, fühle, erkenne, wahrnehme, erfahre ich Freiheit. Wenn etwas „mit mir“ geschieht, das seinen Ursprung nicht „in mir selbst“ hat, erfahre ich Unfreiheit. Eine psychische Krankheit oder eine Sucht kann mich so verändern, dass ich gar nicht mehr „ich selbst“ bin: Unfreiheit, die von innen kommt.

Oft sagt man, Freiheit sei die Möglichkeit, zu wählen. Das muss keineswegs immer so sein. Wenn man mich beispielsweise fragt, was eins plus eins sei, kann ich meine Antwort nicht „wählen“. Dennoch ist die Antwort „zwei“ eine *freie Erkenntnis*, denn sie ist nicht erzwungen, sie kommt *aus mir selbst*, aus eigener Überzeugung.

Liebe will nicht auswählen. Liebe bindet an einen einzigen Menschen. Ein Liebender kann sagen: Ich bin dein Sklave. Und dennoch ist er frei.

Etliche Autoren behaupten, der Mensch sei genau wie jedes andere Ding dem Gesetz von Ursache und Wirkung unterworfen; deshalb könne von einer

sogenannten „menschlichen Freiheit“ nicht die Rede sein. Alles Tun und Denken sei von irgendwelchen Vorgängen im Körper, im Gehirn zumal, „verursacht“. Nun, wenn dem so ist, dann ist selbstverständlich auch die besagte Behauptung keine „freie Erkenntnis“, sondern sie ist von irgendwelchen Vorgängen im Gehirn des betreffenden Autors „verursacht“. So etwas muss dann ja nicht unbedingt wahr sein.

Wir spüren unser Freiheitsgefühl besonders deutlich, wenn es gegen Befehle aufbegehrt. Wenn wir gehorchen sollen. Unter 18 muss man das manchmal. Und auch Leute über 18 haben oft eine(n) Chef(in). Und wer dem Gesetz nicht gehorcht, riskiert gar eine „Freiheitsstrafe“. Meist entschärfen wir das Problem und folgen *freiwillig*. Gelegentlich leisten wir Widerstand. Und manchmal müssen wir uns dem Zwang beugen. Das ist bitter. Es trifft unser Freiheitsbewusstsein ins Mark.

Goldene Regel: Respektiere die Freiheit des Anderen so, wie du selbst in deiner Freiheit respektiert werden willst.

Die Sünde gegen die Freiheit tarnt sich gern mit den Worten, man meine es ja nur gut und wolle doch nur das Beste für alle. Dahinter verbirgt sich dann Bevormundung, Rechthaberei, moralischer Druck, Intoleranz, Manipulation, autoritäre Machtausübung, Tyrannei aller Art. Tyrannen werden nicht geliebt. Dennoch gefallen sie sich in ihrer Rolle. Sie lieben sich eben selbst.

Freiheit ist ein kreatives Wunder. Durch mich kommen Gedanken und Gefühle, Worte und Werke in die Welt, die es ohne mich nie gegeben hätte. Bei etlichen dieser meiner Gedanken, Worte und Werke wäre es allerdings sehr viel besser gewesen, wenn es sie nie gegeben hätte. Ich bereue sie, ich schäme mich, aber es hilft alles nichts: *Ich bin schuld*.

Ja, nun hat sie mich wieder eingeholt, diese Erkenntnis, der ich so gerne ausgewichen wäre: Freiheit ist nicht nur ein Glück und ein Privileg (das auch!), nein, sie ist vor allem ein Wagnis. Weil wir frei sind, können wir denken, helfen, musizieren. Weil wir frei sind, können wir auch zerstören, lügen, hassen. Wir können sogar uns selbst und unsere eigene Freiheit zerstören. Als Gott die Menschen mit dem Wunder der Freiheit begabte, ahnte er wohl schon, dass die so Ausgezeichneten im Lauf ihrer Geschichte grauenvollste Schandtaten verüben würden, und er würde sie daran nicht hindern, denn Freiheit ist Freiheit.

Also versuchte Gott, mit uns ins Gespräch zu kommen, auf dass sein Wagnis mit der menschlichen Freiheit doch noch ein gutes Ende nehme, irgendwie, auf seine, für uns nicht fassbare Weise. Von den entscheidenden Passagen des Gesprächs Gott - Mensch erzählt die Bibel. Aber es geht weiter, dieses Gespräch, immer weiter, auch jetzt, in meinem Leben, in meinem Gewissen. Gott sagt mir beispielsweise, was ich Sinnvolles anfangen könnte mit meiner Freiheit. Er zwingt mich nicht, er hofft auf meine Einsicht. Auf die selbständige Einsicht eines freien Menschen. Der Ausgang des Gesprächs ist im Augenblick noch offen.

(Michael Buchmann, Juni 2008)

ERFAHRUNGEN MIT DEM ANKOMMEN

Alle waren wir *zusammengekommen*, nur Meyer war nicht da. Das *kam* in letzter Zeit öfter *vor*. „Bei dem *kommt* doch immer was *dazwischen*“, hieß es. Da ging die Tür auf, und Meyer *kam rein*. „Wo *kommen* Sie denn *her*?“, fragte der Chef. „Ich wollte einem Stau *entkommen* und bin dann vom Weg *abgekommen*“, sagte Meyer. Seine Ausrede *kam* bei uns schlecht *an*. Gelächter *kam auf*. Meyer blieb cool. Ihm war nicht *beizukommen*. „Wir *kommen* zur Tagesordnung“, sagte der Chef, „wir müssen mit unserer knappen Zeit *auskommen* und durch alle Punkte *durchkommen*.“ Es *kommt* doch eh wieder nichts *raus*, dachte ich. Ich spürte den Frust in mir *hochkommen* und nahm einen Schluck aus dem Flachmann. „Wohl *bekomm's*“, sagte mein Nachbar.

Das Wort „kommen“ hat mit Bewegung zu tun. Wenn sich etwas auf etwas anderes zubewegt, sagen wir, es „kommt“. Nun ist in unserer Welt aber immer und überall irgendwas irgendwie in Bewegung. So konnte sich das Wort „kommen“ in Verbindung mit allerlei Vorsilben zahllose Bedeutungen aneignen und sich unentbehrlich machen. Es ist zum „Allerweltswort“ geworden.

Wer „*an-kommen*“ will, der will nicht einfach irgendwohin, sondern er will an ein ganz bestimmtes Ziel kommen. Solches Ankommen ist mitunter gar nicht so einfach. So manches Mal, wenn ich in den Bergen unterwegs war, verlor sich ein scheinbar richtiger Pfad allmählich im Unwegsamen. Ich kam dann schon irgendwo raus, aber eben nicht dort, wo ich hätte ankommen wollen.

Deutschland ist ein sicheres Land. Dennoch passiert es in diesem Land an jedem Tag etwa 14mal, dass ein Mensch ein Haus verlässt, sich auf sein Rad schwingt, in ein Auto einsteigt – und niemals ankommt.

Auf einer Insel der Bahamas, die sich heute nicht mehr genau identifizieren lässt, sah man am 12. Oktober 1492 drei Schiffe ankommen. Es entstiegen ihnen fremdartige, hellhäutige Männer. Ihr Anführer trug eine Fahne mit einem Kreuz; er nannte sich Cristóbal Colón und verkündete in einer unverständlichen Sprache, er nehme dieses Land jetzt für Königin Isabella von Kastilien und König Ferdinand von Aragón in Besitz. Niemand ahnte damals, wie die Welt sich durch diese Ankunft verändern würde.

Auf dem Weg des Lebens locken große Ziele. Das Examenszeugnis. Das eigene Haus. Die Weltreise. Der Chefsessel. Die Million auf dem Konto. Die Goldmedaille. Der Ehrendoktor. Das Bundesverdienstkreuz. Der Platz in den Geschichtsbüchern. Der Ruhm... Es muss schön sein, an so einem Ziel anzukommen. So genau allerdings weiß ich das nicht, denn ich bin, wie ich beschämt gestehe, bis jetzt erst am ersten der genannten Ziele angelangt.

Lieber Peter Henlein, hätten Sie, bevor Sie darangingen, die Taschenuhr zu erfinden, nicht nochmal ein wenig nachdenken können? Jetzt haben wir den Salat. Seit Ihrer famosen Idee genügt es immer weniger, einfach nur anzukommen, nein, man muss auch noch *pünktlich* ankommen. Der Zeitdruck tyrannisiert unser Leben. Liebespaare geraten in Streit, Abmahnungen flattern ins Haus, Veranstaltungen platzen, Bewerbungen scheitern und Men-

schen verlieren vor Sorgen fast den Verstand, nur weil irgendwer irgendwo nicht rechtzeitig ankommt.

Mir scheint, dass die Entwicklung des Lebens auf der Erde mit der Entstehung des Menschen an ihrem Ziel angekommen ist. Obwohl diese These oft energisch bestritten wird, kann sie doch nicht widerlegt werden. Denn weit und breit ist kein anderes Lebewesen zu sehen, das sich selbst als Ziel der Evolution verstehen oder auch nur ansatzweise über diese Frage nachdenken könnte. Da bleibt nur der Mensch.

Der Weg zum Anderen ist manchmal ganz kurz und scheinbar frei von Hindernissen. Trotzdem bin ich schon oft auf diesem Weg gescheitert. Ich bin nicht angekommen. Was ich auch tat und sagte, es wurde missverstanden. Ich prallte gegen eine Wand. Jetzt frage ich mich, wie oft das wohl auch schon umgekehrt der Fall war. Jemand wollte mich erreichen und ist bei mir einfach nicht angekommen.

Als Kind versuchte ich, mir ein dickes Fell zuzulegen. Ich wollte nicht zeigen, wie verletzbar ich war. Meine Geschwister und Mitschüler sollten den Eindruck gewinnen, dass ihre Hänseleien und Gemeinheiten bei mir gar nicht ankommen. (Geärgert habe ich mich natürlich trotzdem.)

Später lernte ich, dass ein dickes Fell doch nicht so empfehlenswert ist. Denn wenn jemand sich angewöhnt, aus Angst vor Unerfreulichem nichts an sich rankommen zu lassen, dann wird die Freude, die Güte, die Klugheit und das Leid der Mitmenschen bei ihm auch nicht so richtig ankommen.

Seit Nikolaus Cusanus wissen wir: Von Gott sprechen heißt in Gegensätzen sprechen. Gott ist so, wie er sich in der Bibel zeigt, und doch ist er ganz anders. Er ist abwesend und gegenwärtig zugleich. Er redet und er schweigt. Und deshalb gibt es Menschen, die ihm vertrauen, und es gibt andere, die ihn leugnen. Es gibt Zeiten, da Gott sich entzieht, und Zeiten, da er neu bei uns ankommt. Advent ist Zwischenzeit. Gottes Ferne und Gottes Ankunft.

Jesus kam nicht zur Welt, um irgendwie über die Runden zu kommen. Er kam, um bei den Menschen anzukommen. Deshalb erzählt die Bibel seine Geburt nicht „einfach so“, sondern als etwas, das den Menschen zu Herzen geht. Den Hirten, den Weisen, dem König. Ja, auch bei Herodes kommt Jesus an. Der Machthaber spürt sofort, dass dieses Kind ihn und seinesgleichen in Frage stellen wird.

Die Bibel spricht manchmal vom Ankommen Gottes am Ende aller Tage; sie malt sich das aus als Gericht über die Frevler und als Freude der Gerechten. Darüber wird oft übersehen, dass Gott bisweilen auch hier und heute ankommt, zum Beispiel dann, wenn ein Frevler sich in einen Gerechten verwandelt – wenigstens für einen Augenblick. Wenn ein Angreifer einlenkt. Wenn ein Egoist sich zurücknimmt. Wenn ein Geizhals einen Schein rausrückt. Wenn ein Tyrann sich einfügt. Wenn ein Rechthaber einen Fehler einsehen. Und wenn Vergebung geschieht.

„Dein Reich komme“ – so sprechen wir. „Kommt alle zu mir“ – so spricht der Herr. Noch ist es nicht so weit. Noch ist nichts so, wie es sein sollte. Noch ist alles in Bewegung. Noch sind wir am Ziel nicht angekommen.

(Michael Buchmann, Oktober 2008)

NEUES WAGEN

Das Leben ist ein Wagnis. Denn man weiß ja nie, was kommt. Alles, was kommt, ist neu: die neue Stunde, der neue Tag, die neue Nacht. Alles, was neu auf uns zu kommt, kann Schwierigkeiten mit sich bringen, vielleicht sogar Gefahren. Alles Lebendige wagt in jedem Augenblick etwas Neues. Zwangsläufig.

Das Wort „wagen“ hängt mit „Waage“ zusammen. So, wie man vorher nicht weiß, was die Waage anzeigen wird, weiß man vorher auch nicht, wie das Wagnis ausgehen wird. Man kann durchaus was tun, um das gewünschte Ergebnis sowohl des Wiegens als auch des Wagnisses möglichst schon vorher sicherzustellen. Aber abgerechnet wird immer erst nachher.

Wie sehr wir das Leben als Wagnis empfinden, erkennt man unter anderem an unserem unermüdlichen Streben nach Sicherheit, will heißen: ein möglichst sicherer Arbeitsplatz, diverse Versicherungen, ein kleines Sümmchen auf dem Konto, Vorsorgemaßnahmen aller Art, hilfsbereite Menschen für den Fall der Fälle... Trotz alledem: Niemand weiß, was kommt. Es bleibt spannend.

Jedes Kind ist ein neues Wagnis.

Gott weiß, dass unser Leben riskant ist. Deshalb schenkt er uns etwas, das uns hilft, den diversen Lebensgefahren zu trotzen. Man nennt dieses Etwas den „Wagemut“. Wagemut gehört zum Menschsein. Weil wir aber unser Leben inzwischen immer sicherer gemacht haben, wissen nun viele nicht mehr, wohin mit ihrem Wagemut. Ihnen ist langweilig. Nun müssen sie senkrechte Wände erklimmen, steile Abfahrten runtersausen, harte Wettkämpfe bestehen oder sich in erotische Abenteuer stürzen.

Ein Mensch, der was auf sich hält, muss von Zeit zu Zeit raus aus dem alten Trott, er muss die eingefahrenen Gleise verlassen und was Neues wagen. So sagt man, und da ist sicher was dran. Aber die Welt funktioniert nur deshalb, weil viele, viele Menschen eben dies nicht tun. Sondern sie tun heute, was sie gestern getan haben und auch morgen tun werden, und sie brechen eben nicht urplötzlich aus und „wagen was Neues“. Wir bewundern die Waghalsigen, aber wir leben dank der Verlässlichen.

Etwas *Neues* zu wagen, ist *manchmal* sinnvoll. Etwas *Gutes* zu wagen, ist *immer* sinnvoll. Wer etwas Gutes wagt, wer also beispielsweise einen Ertrinkenden zu retten versucht, der hat auch dann recht getan, wenn sein Wagnis scheitert.

Mein Vorschlag für unsere Kirche: Wir sollten ein neues Konzil wagen, welches die Reformen des Zweiten Vatikanums aufgreift und weiterführt.

„Um den Kriegszustand im Heiligen Land zu beenden, müsste man endlich mal was Neues wagen“. Ja, stimmt. Aber so was sagt sich leicht, wenn man sich selber am entsprechenden Wagnis nicht beteiligen muss.

Das Spiel, dachte ich immer, das sei jener angenehme Ort, wo wir was wagen dürfen, ohne dass es wirklich gefährlich wird. Du bist eben kein Spieler, sagt man mir. Ein echter Spieler liebe gerade das gefährliche Spiel. Das Spiel um alles oder nichts. Das „gewagte Spiel“.

Der Beruf des Unternehmers erfordert offenbar besonders viel Wagemut. Nur, wer Neues wagt, heißt es, kann erfolgreich sein. Wer keine „Innovationen“ auf den Markt bringt, geht unter. Ich habe großen Respekt vor so einem Beruf. Aber ich gestehe, dass ich die allerallermeisten von diesen Innovationen überhaupt nicht wahrnehme. Schon deshalb nicht, weil ich mich von meinen alten Sachen nicht trennen will.

Vor zwei Jahren noch wurden gewisse Finanzjongleure gefeiert, weil sie Neues wagten. Heute werden sie von denselben Leuten wegen ihres Leichtsinns verdammt. Die rechte Einschätzung eines Wagnisses ist eben auch ein Wagnis.

Früher traf ein Künstler, der *zu viel* Neues wagte, beim Publikum auf Ablehnung. Heute trifft ein Künstler, der *zu wenig* Neues wagt, bei den Kritikern auf Ablehnung. Er sei ein Epigone, heißt es, ein Abklatsch, ein Neuaufguss, und man habe so was schon x-mal gesehen, gelesen, gehört. Ich schäme mich, denn ich habe nichts von alledem schon mal gesehen, gelesen oder gehört. Ich brauche eigentlich gar keine neuen Kunstwerke, denn für mich sind die schon vorhandenen auch fast alle noch (und immer wieder) neu.

Menschen wie Kopernikus, Galilei oder Darwin wagten einen neuen Blick auf die Welt und gerieten deshalb in den Verdacht, den Schöpfungsglauben zu untergraben. Was für ein Unsinn! Gerade die Wissenschaft, die uns die Welt neu sehen und verstehen lässt, lässt uns auch den Schöpfer dieser Welt neu preisen und bewundern.

Das wichtigste Wagnis unseres Lebens ist das Vertrauen. Ich gebe mich in die Hand eines fehlbaren Menschen. Und umgekehrt. Niemand weiß, wie das enden wird. Wer vertraut, kann scheitern. Wer aber niemandem vertraut, und wem niemand vertraut, der ist schon gescheitert.

Jesus wagte es, ganz und gar im Vertrauen auf Gott zu leben und andere für solches Vertrauen zu gewinnen. In den Augen zeitgenössischer Beobachter ist dieses Wagnis am Ende gescheitert. Einigen aber machte Gott auf unfassbare Weise deutlich, dass das Vertrauen des Gekreuzigten berechtigt gewesen war.

Viele wagen es nicht, angesichts von Leid, Schmerz und Tod an einen guten Gott zu glauben. Auch mir erscheint dieser Glaube als ziemlich gewagt, und manchmal kann ich selbst kaum glauben, dass ich glaube, denn so viel Wagemut habe ich nicht. Es muss wohl etwas anderes sein, das mich trägt. Ein neuer Geist, sagt die Bibel. Der Geist von Ostern.

DEIN ANGESICHT WILL ICH SUCHEN

Sie gehen ins Theater, um dort „zu sehen und gesehen zu werden“, sagt der römische Dichter Ovid von den Frauen. Er verschweigt, dass diese Feststellung auf uns Männer ganz genau so zutrifft. Und außerdem ereignet sich dieses wechselseitige Sehen und Gesehenwerden nicht nur im Theater, sondern überall, wo Menschen zusammenkommen. In diesem Sinne ist unser ganzes Leben ein „Theater“, also, zu deutsch, ein „Schauplatz“.

Die Sprache treibt mit dem Ansehen und Angesehenwerden ihr eigenes Spiel: Meine „*Ansicht*“ zeigt, wie *ich* etwas *anderes* ansehe. Mein „*Ansehen*“ zeigt, wie *andere mich* ansehen. Wenn aber *andere mich* ansehen, *während ich sie* ansehe, dann schaut man einander ins „*Angesicht*“.

Ich betrachte ein Foto und sage zu mir: Ja, das ist meine Tante Julie. Dabei stimmt das gar nicht; das Bild zeigt nicht Tante Julie, sondern nur einen kleinen Teil von ihr, nämlich ihr Gesicht. Es stimmt aber doch. Denn auch wenn ich „nur“ das Angesicht sehe, sehe ich darin irgendwie den Menschen als Ganzen.

„Zuerst machte er einen recht guten Eindruck. Später zeigte er dann sein wahres Gesicht.“ So sagt man gern, wenn man von jemandem enttäuscht wurde. Doch – Vorsicht mit dieser Formulierung. Der Mensch hat viele Gesichter, erfreuliche und weniger erfreuliche. So auch ich. Welches aber ist nun mein „wahres“ Gesicht? Gott weiß es. Ich nicht. Und du auch nicht.

Zu den wunderbarsten Erscheinungen im Universum gehört zweifellos ein schönes Angesicht. Sowohl in der Realität als auch in der Traum-, Wunsch- und Phantasiewelt von Frau und Mann spielt das schöne Antlitz eine überragende Rolle; ganze Industriezweige sowie diverse Chirurgen leben davon. Wenn nur die Reklame nicht wäre! Wer-weiß-wie-viele Bilder von strahlend schönen Gesichtern, mit deren Hilfe man mir irgendwas verkaufen wollte, habe ich schon ungerührt weggezappt oder im Papierkorb versenkt...

Im Gespräch von Angesicht zu Angesicht bekommt man voneinander nicht nur das mit, was man sagt. Der Ausdruck des Gesichts verrät auch Unge-sagtes. Das ist bisweilen ganz praktisch, denn ein erfreutes oder angewider-tes, aufmerksames oder gelangweiltes Mienenspiel erspart einem oft wortreiche Kommentare. Gelegentlich aber habe ich die allzu beredte Mimik meines Gesichts auch schon verwünscht, denn sie hat Dinge preisgegeben, die ich nur allzu gern verheimlicht hätte.

Und manchmal bedarf es auch gar keines Wortes. Ein einziger „Blickkontakt“ genügt, und man weiß Bescheid.

Die Kehrseite: Weil ein Gesicht vieles sagen kann, kann es auch lügen.

Wenn zwei Menschen vor versammelter Gemeinde sagen, sie nähmen einander nun vor Gottes Angesicht zur Frau und zum Mann, wissen alle, was das bedeutet. Oder etwa nicht? Hm. „Vor Gottes Angesicht.“ Weiß ich wirklich, was das heißen soll?

In vielen Religionen glauben die Menschen, dass sich ihr Leben vor dem Angesicht von Göttern ereignet. Kunstvolle Darstellungen des göttlichen Antlitzes sollen dies stets neu ins Bewusstsein rufen. Vor allem im Tempel weiß der Mensch sich unter den Augen des Gottes. Er sieht und wird gesehen.

Israel spottet über die Götterbilder der anderen. „Sie haben einen Mund und reden nicht, Augen und sehen nicht...“ (Ps 115/5). Die Idee, das Antlitz des Einen und Ewigen nach hilfloser menschlicher Vorstellung mit schwachen Menschenhänden in vergänglichem Material abbilden zu wollen, diese Idee gilt in Israel als abwegig, widersinnig und frevelhaft. Der Mensch ist nicht fähig, Gott ins Gesicht zu sehen. Wagte er es dennoch, er müsste sterben.

Es heißt aber auch, Gott habe uns Menschen nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen. Und dann habe er sich sogar selbst ein Menschenantlitz gegeben, das des Jesus von Nazareth. Dieser sei nun, noch deutlicher als wir alle, „das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1/15). Vor diesem Hintergrund wagte es die Christenheit, das Heilige, ja sogar Gott selbst, bildlich darzustellen. Aber dieses Wagnis ist bis heute umstritten. Viele leiden darunter, dass sich ihnen Gottes Angesicht als das eines bärtigen alten Mannes eingeprägt hat.

Gott erweist, so die Bibel, uns Menschen eine doppelte Gnade. Er verbirgt sein Angesicht und verschont uns vor diesem uns überwältigenden und verzehrenden Anblick. Gleichzeitig aber wendet er uns sein Angesicht zu und sieht unser Elend und unsere Reue, unsere Freude und unsere Sehnsucht. Was aber zeichnet sich ab auf Gottes verborgenem Antlitz? Zorn, Erbarmen, Mitgefühl? Oder gar ein Lächeln? „Der Herr lasse sein Angesicht über uns leuchten“ – das ist Israels Hoffnung und Segenswunsch (Num 6/25).

Das Alleinsein hat gewisse Vorteile. Man wird nicht gesehen, man sieht auch niemanden, und man kann tun und lassen, was man will. Das ist bequem. Aber auf die Dauer ist es dann halt auch egal, was man tut oder lässt. Sinnvoll ist das Alleinsein nur, solange es wenigstens ein Antlitz gibt, das man gern sieht und von dem man gern gesehen wird. Dem man nicht egal ist.

Im Grund des Herzens ist jeder allein. Was sich da abspielt, sieht niemand, und wenn es denn jemand sähe, verstünde er es nicht. Dabei ist es gerade dies verborgene Innere, das uns unsere Eigenart verleiht und uns zu dem macht, was wir sind. Gott sieht das Unsichtbare, heißt es. Manchen ist diese Vorstellung unheimlich. Mir nicht. Ich traue Gott zu, dass er mich versteht – auch dann, wenn ich mich nicht einmal selbst mehr verstehe.

Lebte ich „vor Gottes Angesicht“, wäre nichts von dem, was in meiner Seele vorgeht, gleichgültig oder sinnlos. Ich wäre verantwortlich. Das könnte mich allmählich verändern. Will ich das?
„Dein Angesicht, Herr, will ich suchen“ (Ps 27/8).

(Michael Buchmann, Juni 2009)

AUF DEM WEG

Mensch zu sein heißt, auf dem Weg zu sein. So sagt man. Ja, aber woher kommt dieser Weg, und wohin geht er? Hat er irgendeinen Sinn, ein Ziel? Da streiten die Gelehrten. Gleichwohl. Ich gehe meinen Weg, ob ich will oder nicht. Ich gehe weiter, immer weiter. *Es* geht weiter. *Es* geht mit mir dahin.

Oft schon wäre ich gern ein Stück meines Wegs zurückgegangen. Ich wollte Verlorenes wiederfinden, Versäumtes nachholen, Vergessenes auffrischen und Verschuldetes wieder gut machen. Aber da war kein Weg mehr. Der Lebensweg kennt kein Zurück. Einmal *gegangen*, ist er auch schon *vergangen*.

Glücklicherweise gibt es einige Wege, die man auch zurückgehen kann. Beispielsweise der Weg zum Einkaufen. Wo soll man denn hin mit all den Tüten, wenn nicht zurück nach Hause? Und der Weg zur Arbeit fällt auch leichter, wenn man daran denkt, dass man ihn in absehbarer Zeit in Gegenrichtung zurücklegen wird. Und was wäre der schönste Aufstieg zum Gipfel, wenn man den Weg zurück nicht fände? Und wenn man dem Kind auf dem Schulweg hinterherschaut, vertraut man auf seine sichere Heimkehr. Es lebe der Rückweg.

Man wähle den goldenen Mittelweg, denn der ist relativ bequem, und er geht nahtlos über in den Weg des geringsten Widerstands. Jedenfalls vermeide man den Kriegspfad, denn der ist mit Sicherheit ein Irrweg. Aber irgendwann steht man dann doch am Scheideweg. Welcher Weg führt ohne Umweg zum Erfolg? Wo gerät man auf die Verliererstraße? Und auf welchem Weg wird man gar zu Grunde gehen? Wenn man das nur immer wüsste. Der sicherste Weg ist wohl der Weg der Besserung. Da gerät man wenigstens nicht auf die schiefe Bahn. Doch Vorsicht. So mancher wähnte sich schon auf dem besten Weg, und war dann doch nur auf dem Holzweg.

Weg ist nicht gleich Weg. Es gibt unterschiedliche Typen. Typ I ist der „Weg zum Ziel“. Man will von A nach B, möglichst rasch und mühelos, am besten in einem bequemen, zuverlässigen Fahrzeug. Der Weg selbst ist ganz egal; wenn möglich, verschläft man ihn. Typ II ist der „Weg als Erlebnis“. Dieser Weg braucht kein Ziel, denn das Ziel ist er selbst. Er erschließt uns eine Landschaft, eine Stadt, ein Museum; er bietet Gelegenheit zum Schauen, zur Lockerung der Glieder, zum Gespräch und zur Beruhigung der Nerven. Selbstverständlich lassen sich beide Typen vielfältig kombinieren.

Kein Weg ist zu weit, wenn man auf Freiersfüßen wandelt.

Jeder Mensch geht seinen eigenen Weg. Wenn aber zwei sich lieben, gelingt ihnen ein erstaunliches Kunststück: Sie gehen auf verschiedenen Wegen, zugleich aber gehen sie Hand in Hand.

Politiker und Funktionäre bevorzugen spezielle Sonderwege. Beispielsweise den Weg zu einem tragfähigen Kompromiss. Den Weg zu einer einvernehmlichen Regelung. Den Weg zu einer sozialverträglichen Lösung. Den Weg der

kleinen Schritte in die richtige Richtung. Auch wenn gar nichts mehr geht, ist man in diesen Kreisen immer noch „auf einem guten Weg“.

Und dann ging es nicht mehr weiter. Mein Weg war zu Ende. Ich steckte fest. In der Sackgasse. Ich wusste weder aus noch ein. Ich saß in der Falle. Ich war gefangen. Ich kam da nicht mehr raus. Nirgends ein Ausweg.

Da wachte ich auf, klopfenden Herzens. Und ich dachte an die Menschen, die aus solchem Alptraum nicht aufwachen, weil er ihre Wirklichkeit ist.

Wer daheim bleibt, dem passiert nicht viel. Das ist sowohl ein Vorteil als auch ein Nachteil. Man will ja, dass was passiert, und man will es auch wieder nicht. Auf dem Weg, da passiert immer was. Die Szene verändert sich ständig. Man ist nicht mehr so sicher. Man weiß nicht mehr so genau, was kommt. Vielleicht trifft man die Liebe seines Lebens. Vielleicht wird man in ein Verbrechen verwickelt. Vielleicht verliert man auch nur sein Portemonnaie. Näheres erfährt man im Kino, Stichwort „Roadmovies“.

Je reizvoller der Wanderweg, desto schöner die Pausen. Durchatmen, trinken, essen, die Aussicht bewundern, den Vögeln zuhören, an den Blumen schnuppern, die Füße ins Wasser tauchen, die Karte studieren. Und was für den Wanderweg gilt, gilt für den Lebensweg erst recht.

Der Weg der Erkenntnis hat ein Ziel; man nennt es „die Wahrheit“. Seltsam ist nur eins: Wenn man voranschreitet auf diesem Weg, kommt das Ziel, die Wahrheit, nicht näher, sondern rückt in immer weitere Ferne. Denn sobald wir irgendeine Antwort gefunden haben, ergeben sich daraus neue Fragen. Und so hat der Weg der Erkenntnis zwar ein Ziel, aber kein Ende.

Auch auf dem Weg zu Gott kämen wir nie irgendwohin, wäre nicht Gott immer schon auf dem Weg zu uns. Er geht unsere Wege mit, sagt die Bibel. Sie erzählt von solchen Wegen. Da ist der Weg durchs Meer und durch die Wüste, der Weg ins Exil und die Heimkehr ins verheißene Land. Der Weg eines Rabbi und seiner Schüler durch Galiläa nach Jerusalem, und der Kreuzweg nach Golgatha. Die erstaunliche Begegnung auf dem Weg nach Emmaus und das dramatische Zusammentreffen auf dem Weg nach Damaskus. Und dann machte sich die Bibel sogar selbst auf den Weg, bis hin zu mir.

Auf dem Weg, fern der vertrauten Sicherheit, sind wir ja vielleicht Gott näher als sonst. Man hört da dies und das von den Menschen auf dem Jakobsweg.

Am Anfang, als die Christen noch nicht „Christen“ hießen, nannten sie sich „Der Weg“ (Apg 9/2 u. ö.). Die gesplittene Christenheit unserer Tage tut gut daran, sich dieses alten Namens wieder zu entsinnen. Niemand ist bereits am Ziel; wir alle sind auf „dem Weg“. Ja, wir müssen diesen Weg sogar immer wieder ganz von vorne beginnen – daran erinnert uns der Advent. Wir werden dann auch wieder Geburtstag feiern mit dem, der von sich selbst sagte: „Ich bin der Weg“; und eine kleine Weile dürfen wir uns dann fühlen, als seien wir nun doch tatsächlich schon am Ziel, „umstrahlt vom Glanz des Herrn“ (Lk 2/9). Ein wenig von solchem Glanz sollten wir in uns bewahren, denn dann geht's ja wieder weiter. Bergauf, bergab, durch Wind und Wetter, durch Nacht und Licht, durch dick und dünn. Der Weg. Das Leben.

(Michael Buchmann, Oktober 2009)

„...DAMIT IHR HOFFNUNG HABT“
(Erster Petrusbrief 1/21, Luther-Übersetzung)

Hoffnung, was ist das? Ich weiß es, und weiß es doch nicht. *„Hoffnung, die auf die zukünftige Erfüllung eines Wunsches gerichtete Erwartung“*. So das Lexikon. Hoffnung hat also mit Zukunft zu tun. Die ist leider schwer zu fassen. Außerdem geht es um das Wünschen. Auch ein weites Feld. Hm. Man sagt oft, die Hoffnung sei schwach. Sie kann aber auch Kraft geben. Man kann die Hoffnung nicht sehen. Sie aber doch wiederfinden. Man kann sie nicht greifen. Sie aber doch an sie klammern. Ein seltsames Phänomen.

Die Hoffnung spricht nicht so gern von sich; Worte liegen ihr nicht. Symbole schon eher: Das Samenkorn. Die Knospe. Das Ei. Das brechende Eis. Der Frühling. Die Farbe Grün. Der Regenbogen. Der aufsteigende Weg. Das Licht in der Ferne. Das Morgenrot. Das Kind.

Immer diese Ungewissheit vor der undurchsichtigen, der dunklen Zukunft, dieses Fragen, dieses Bangen – wie wäre es, wenn es damit ein Ende hätte? Wenn man endlich die langgesuchte, wundersame Kristallkugel fände, in der man die Geheimnisse der Zukunft vor sich sähe? Dann wäre alles klar, und wir bräuchten dieses seltsame Etwas namens Hoffnung nicht mehr. Das wäre doch schön!

Nein, es wäre nicht schön. An einer Zukunft, die jetzt schon zu sehen wäre, könnten wir überhaupt nichts mehr ändern. Es gäbe keinerlei eigene, freie Entscheidung. Und außerdem gäbe es nichts Neues mehr unter der Sonne; das ganze Leben liefe nur noch ab, einfach so, grauenhaft langweilig, ein vorweg abgekartetes Spiel...

Dann doch lieber Ungewissheit. Und Angst. Und Hoffnung.

Viele raten von Hoffnung ab, warnen gar vor ihr. Beispiele:

Hoffnung ist ein schwankender Grund, sagen einige, da kann man nicht drauf bauen. Schließlich hat man heute wissenschaftliche Prognosen und methodische Strategien, die ein sicheres und erfolgreiches Planen erlauben. Wenn jemand in eine Lage gerät, in der ihm nur noch Hoffnung bleibt, dann hat er einen Fehler gemacht.

Hoffnung ist Wunschdenken, erklären andere, und Wunschdenken ist naiv. Selbstbetrug. Illusion. Man bleibe auf dem Boden der Tatsachen, schaue der Wirklichkeit ins Auge und nehme, was man kriegt. Die Menschen sind, wie sie sind, und die Welt ist, wie sie ist. Wer sich keine Hoffnungen macht, kann auch nicht enttäuscht werden.

Und wieder andere meinen: Hoffnung ist eine Flucht aus der Gegenwart. Vergiss die Hoffnung, schlag dir die Zukunftsträume aus dem Kopf! Du lebst heute und nur heute, hier und jetzt. Genieße den Tag und koste den Augenblick aus! Was morgen sein wird, erfährst du noch früh genug.

Gegen die Hoffnung zu reden, ist leicht, aber ohne Hoffnung zu leben, ist schwer. In der Regel hofft auch ein knallharter Zyniker, dass die Gesundheit stabil bleibt, dass den Kindern nichts passiert und dass die Existenzgrundlage nicht wegbricht.

Hoffnung ist ein Eingeständnis. Sie gibt zu, dass man nicht alles, dessen man bedarf, selber planen und machen kann. Man ist angewiesen auf bereitwillige Mitmenschen und glückliche Umstände. So ist das Leben nun mal. Hoffnung ist durchaus realistisch.

Die Hoffnung ist selten allein. Sie hat Freunde um sich, Begleiter, Gegenspieler, Widersacher. Die Sehnsucht. Die Ratlosigkeit. Die Zuversicht. Die Furcht. Die Spannung. Die Vorfreude. Die Skepsis. Das Vertrauen. Das Misstrauen. Den Wagemut. Die Resignation. Den Traum.

„Die Liebe hofft alles“, schreibt Paulus an die Korinther (1 Kor 13/7). Wohl wahr. So manches Mal schon haben Menschen, die mich gern hatten, auf mich gehofft – aber ich habe sie enttäuscht. Auch in Zukunft, fürchte ich, wird so was wieder passieren. Glücklicherweise schreibt der Apostel aber auch: „Die Liebe erträgt alles“. Beruhigt mich das? Vielleicht ein bisschen.

„Herr, mein Gott, du bist ja meine Zuversicht, meine Hoffnung von Jugend auf“ (Ps 71/5). Der Glaube, dass Gott unsere Hoffnung sei, durchzieht als „roter Faden“ die ganze Bibel. Umgekehrt heißt das: Wo Hoffnung ist, zeigt sich Gott. Hoffnung ist ein Lichtschein von Gottes Licht. Wo aber Hoffnung untergraben wird, wird Gott verdunkelt.

Hoffnung ist, selbst wenn sie keine Worte findet, immer auch ein Gebet.

Wir hoffen auf Gott, und er hofft auf uns. Er hofft beispielsweise, dass wir auch füreinander zur Hoffnung werden. Manchmal geschieht das ja. Aber nicht einmal Gottes Hoffnungen gehen immer in Erfüllung. Bisweilen bringen seine Geschöpfe einander auch zur Verzweiflung.

Als Jesus sich von den Seinen verabschiedete, hoffte er, sie würden von nun an „alle eins“ sein (Joh 17/21ff). Es sieht so aus, als sei Jesus mit dieser seiner großen Hoffnung gescheitert; jedenfalls rätseln die Ökumeniker bislang vergebens, wie die „Einheit der Christen“ doch noch erreicht werden könnte. Meine These: Es ist und bleibt die Sache jedes einzelnen, sich mit anderen Christen zusammenzutun, im Gespräch, im Nachdenken, in Gebet und Gottesdienst, in Initiativen und Aktionen. Wo solches geschieht, dort erfüllt sich Jesu Hoffnung. Auch ein „Ökumenischer Kirchentag“ bietet da viele Möglichkeiten. Eine „offizielle“ Einheit der Christen – so sinnvoll es ist, sie anzustreben – wird es nie geben, und wenn es sie gäbe, entbände sie mich, den einzelnen, nicht von meiner ureigenen Aufgabe, selber nach Jesu Wort mit anderen „eins“ zu werden.

Hoffnung ist lebenswichtig. Wenn ein Mensch plötzlich all seine Hoffnung verliert, gerät er in akute Lebensgefahr.

Na und? Sind wir nicht immer in Lebensgefahr? Wie alle Geschöpfe? Offenbar hat es mit uns Menschen doch etwas Besonderes auf sich. Gott will und kann unserer Vergänglichkeit nicht tatenlos, nicht lieblos zusehen. Jesus ging durch den Tod ins Leben, *damit wir Hoffnung haben*, und zwar eine Hoffnung, die aller Lebensgefahr standhält.

(Michael Buchmann, Januar 2010, zum Motto des Ökumenischen Kirchentags)

VERÄNDERUNGEN

Es soll Leute geben, die von Zeit zu Zeit ihre Wohnung umräumen, nur weil sie das Gefühl haben, es müsse sich bei ihnen endlich mal wieder was ändern. Schon komisch. Nach meinem Gefühl ändert sich bei mir ständig was, und zwar ganz ohne mein Zutun. Meine Gedanken beispielsweise, die ändern sich pausenlos; gerade waren sie noch bei der Sache, jetzt schweifen sie schon wieder ab. Und wenn jetzt jemand zur Tür reinkommt – wo Menschen aufeinander einwirken, verändert sich die Lage von Sekunde zu Sekunde. Ganz abgesehen davon, dass ich ja auch mitkriege, was sich um mich herum, ja, was sich weltweit so alles ändert. Manchmal sieht es so aus, als wiederhole sich was, in Wahrheit aber gleicht kein Augenblick dem anderen. „Man steigt nicht zweimal in denselben Fluss“ (Heraklit). Das einzige, was sich nie ändert, ist der unaufhörliche Prozess der Veränderung aller Dinge.

Wer ist eigentlich daran schuld, dass sich dauernd was ändert? Ich habe die Zeit im Verdacht; ohne Zeit keine Veränderung. Oft schon wollte ich sie zur Rede stellen, ihr sagen, Zeit, gib doch mal Ruhe, ich bin zufrieden, lass alles, wie es ist, bleib einfach mal stehen – aber ich krieg sie nicht zu fassen. Sie tut so, als höre sie mich nicht. Die Zeit geht einfach weiter. Und mit ihr die Veränderungen.

Das Wort „Veränderung“ sagt zunächst mal so gut wie nichts, aber es weckt die Neugier. Wer oder was verändert sich da, und wie? Geht es um eine andere Frisur, einen anderen Job, einen neuen Trend, eine anderes Weltklima? Geht es um eine schleichende oder eine plötzliche, um eine willkommene, eine vorübergehende, eine dramatische Veränderung? Erzähl mir mehr.

Die Bibel beginnt mit dem Staunen über Gottes Schöpfung. Dabei war so manches Erstaunliche damals noch gar nicht bekannt; man wusste beispielsweise noch nicht, dass Gott keine „fertige“ Welt, sondern eine „Welt-in-Veränderung“ geschaffen hat, eine Welt mit bewegter Geschichte, in der eine ganz und gar unfassbare Fülle von Lebensformen kam und ging und kam und ging, bevor schließlich wir Menschen in dieser Geschichte mitwirken durften. Auch wir Heutigen kennen die Schöpfung nicht wirklich; so sind etwa ihre zukünftigen Veränderungen auch uns verborgen.

Die Sonne gilt vielen als Inbegriff der Beständigkeit. Sie wirkt, als schaue sie zeitlos unwandelbar herunter auf unser irdisches Hin und Her. Doch das täuscht. Die Sonne, die heute aufgeht, ist nicht mehr dieselbe, die gestern unterging. Sie hat sich verändert. Sie hat über Nacht rund 230 Milliarden Tonnen ihrer Masse verloren, als Sonnenwind und Energie weggeblasen und abgestrahlt in den Weltraum.

Leben heißt Veränderung. Das lässt mich immer wieder staunen. Blüten öffnen sich, aus Raupen werden Schmetterlinge, und das Kind von gestern begrüßt mich heute als junge Dame.

Leben heißt Veränderung. Das lässt mich immer wieder trauern. Die Farben des Sommers verschwinden, Tiere sterben aus, und die einst so geistvolle Gesprächspartnerin ist nun alt und erinnert sich an nichts mehr.

Leben heißt Veränderung. Auch durch mein Tun und Treiben verändert sich so allerlei. Mal zum Besseren, mal zum Schlechteren.

Ich mag Veränderungen, die nichts verändern. Das Wandern der Wolken am Himmel, das Schwanken der Zweige im Wind, das Spiel der Meereswellen. Ein Musikstück besteht aus unablässiger Veränderung des Klangs, und mal hört es sich so an, mal anders. Dennoch bleibt es immer dasselbe Stück.

Du hast dich sehr verändert, sagte sie zu ihm. Den Mann, den ich einst geliebt habe, der mich glücklich gemacht hat, mit dem zusammen ich alt werden wollte, den gibt es nicht mehr. Ich verstehe dich nicht mehr. Du bist mir fremd geworden. Unsere Wege werden sich trennen.

Du hast dich sehr verändert, sagte sie zu ihm. Früher war das alles für dich ein Spiel. Das ist heute vorbei. Heute ist es dir ernst. Du siehst mich, wie ich bin, und du magst mich trotzdem. Das Zusammensein mit dir hat auch mich verändert. Ich will nicht mehr ohne dich leben.

Die Menschen merkten schon bald, dass die Welt oft sehr unbehaglich ist. Mal ist sie heiß, mal nass und kalt, mal öde, mal unzugänglich, mal findet man was zu essen und dann wieder findet man nichts. Da entdeckten sie, dass man die Welt nach eigenen, menschlichen Vorstellungen verändern kann. Seither gibt es Äcker, Straßen, Häuser, Tankstellen, Supermärkte und Fußballstadien. Und nun sitze ich in meiner behaglichen Wohnung, knabbe Erdnüsse und betrachte voll Wehmut und Sehnsucht die letzten vom Menschen noch nicht veränderten Wildnisse der Welt im Fernsehen.

Eigentlich fühle ich mich gar nicht so alt. Aber wenn ich an meine Kinderzeit denke, wie unser Land damals aussah, wie man damals lebte, und was sich inzwischen so alles verändert hat, da gerate ich doch ins Grübeln.

Jedes Mal, wenn ich die Zeitung aus der Hand lege, träume ich von Veränderungen. Am besten jetzt gleich. Und radikal. Revolution. Weg mit den Diktaturen, weg mit Korruption und Terror, weg mit Mafia und Taliban, weg mit Ölpest, Elend, Bürgerkrieg, eine andere Weltordnung muss her... Na bravo. Weltordnung. Ich schaffe es ja nicht einmal, mein Leben besser zu ordnen.

In vielen Menschen, auch in mir, schlummert der Wunsch, irgendwo irgendwas zu verändern und so eine wahrnehmbare Spur zu hinterlassen. Dies gäbe einem das Gefühl, man habe sein Leben nicht umsonst gelebt. Auch Jesus ruft von Anfang an nach Veränderung. Aber er denkt da an etwas ganz anderes. Metanoie, kehrt um. Genauer: Denkt um. Für Jesus beginnt die Veränderung der Welt im Herzen des Menschen. Also in mir.

Das Neue Testament sagt uns, es sei durch Jesus eine unerhörte, noch nie dagewesene Veränderung eingetreten. Die Macht des Bösen sei gebrochen und die Herrschaft Gottes habe begonnen. In vielen Geschichten, Worten und Zeichen wird diese geheimnisvolle Veränderung umschrieben, angedeutet, ausgemalt. Jeder, so heißt es, darf sich davon ergreifen lassen.

Ob diese Botschaft auch mich schon verändert hat? Wenigstens ein bisschen? Ich hoffe es. Aber Gott allein weiß es.

(Michael Buchmann, Juni 2010)

ES KLOPFT

Das Ritual des Anklopfens ergibt sich aus dem Vorhandensein von Türen. Türen schützen uns vor der störenden Außenwelt; sie sollen den Kontakt mit derselben aber keineswegs ganz unterbinden. Also darf sich die Außenwelt von Fall zu Fall durch Klopfschläge bemerkbar machen und so darauf hinweisen, dass sich eine Tür auch öffnen lässt. Allerdings kann sehr temperamentvolles Anklopfen entweder die Tür oder die darauf herumhämmernde Faust beschädigen. Deshalb ersetzt man das altehrwürdige Klopfen inzwischen meist durch das Betätigen einer elektrischen Türklingel.

Was hinter einer verschlossenen Tür los ist, weiß man nie so genau, und deshalb stellen sich einem Anklopfenden diverse Fragen. Ist überhaupt jemand da? Hört man mich? Komme ich ungelegen? Klopfe ich an der falschen Tür? Wird man mich einlassen? Und was dann?

In älterer Zeit waren die Türklopfer oft kunstvoll modelliert und zeigten in der Regel das Gesicht eines Löwen. So wusste der Klopfende gleich, in wessen Höhle er sich nun hineinwagte. Heutzutage kann es einem passieren, dass man einen harmlos aussehenden Klingelknopf drückt – und zu spät merkt, dass das ein Fehler war...

Es gibt auch unsichtbare Türen. Sie wollen besonders sorgfältig respektiert sein. Auch vor einer unsichtbaren Tür sollte man warten und anklopfen.

Ja, es kann einem auf die Nerven gehen, wenn schon wieder wer anklopft und was will. Manchmal jedoch stelle ich mir vor, wie das wäre, wenn niemand mehr klopft, anruft, mailt, mich fragt, mich braucht. Oder, schlimmer noch, wenn auch ich selbst eines Tages gar keine Lust mehr hätte, bei irgendwem anzuklopfen. Es soll ja solche Fälle geben. Nicht auszudenken.

Ein Mensch steht vor einer Tür. Aber er klopft nicht. Noch nicht. Stattdessen klopft sein Herz, und zwar bis zum Halse. Denn hinter der Tür befindet sich der Chef. Der hat ihn rufen lassen. Jetzt entscheidet sich mein Schicksal, denkt der Mensch. Das ist der blaue Brief. Oder etwa gar die Beförderung? Oder wieder mal eine Standpauke? Eine neue Demütigung? Oder doch nur ein ganz normaler Arbeitsauftrag? Ich bin jetzt ganz ruhig, sagt der Mensch zu sich. Gelassen und selbstsicher. Auf alles gefasst. Und – er klopft.

Ein Mann steht vor einer Tür. Aber er klopft nicht. Stattdessen setzt er sich auf den Boden. Noch mal nachdenken, nur einen Augenblick. Hinter der Tür befindet sich eine Frau. Der Mann liebt diese Frau, aber das hat ihn grade eben nicht daran gehindert, einige Worte zu sagen, zu schreien, die besser ungesagt und ungeschrien geblieben wären. Und dann war die Tür sehr laut zugemacht worden. Es tut mir ja leid, denkt der Mann, aber soll ich wieder klein begeben? Irgendwie war ich doch auch im Recht. Aber ich weiß, grade weil ich mich so im Recht gefühlt habe, hab ich mich ins Unrecht gesetzt. Da geht die Tür auf. Ich wusste, dass du da sitzt, sagt die Frau. Komm, steh auf. Und sie reicht ihm die Hand.

Ich schlief, doch mein Herz war wach.

Horch! Mein Liebster klopft.

„Mach auf, meine Schwester, meine Freundin, meine Taube, mein Alles!

Mein Kopf ist voll Tau, aus meinen Locken tropft die Nacht.“...

(Wie dieses schöne Gedicht weitergeht, wird hier jetzt nicht verraten. Man sehe in der Bibel nach, Hoheslied 5/2-8).

Ein Bub liegt auf seinem Bett und liest. Oder nein, es sieht nur so aus, als läse er, in Wirklichkeit aber kämpft er gerade mit Harry Potter gegen die Mächte der Finsternis. Es klopft. Kind, bist du da? fragt eine Stimme. Nein, sagt der Bub. Was hängst du dauernd im Zimmer rum, sagt die Stimme, geh doch mal raus an die frische Luft, bei dem schönen Wetter, du hast doch versprochen, den Rasen zu mähen! Gleich, sagt der Bub. Wenn man sie nur alle, alle wegzaubern könnte, denkt er. Wenigstens bis ich ausgelesen hab.

Kurz nach dem Abitur wollte ich mal einen Schulkameraden besuchen und klingelte gutgelaunt an seiner Wohnungstür. Da öffnete mir die Mutter, ganz in schwarz, völlig aufgelöst: „Hast du es denn nicht erfahren? Er ist doch vorgestern tödlich verunglückt...“. Ich werde das nie vergessen.

Viele mutige junge Leute aus Asien und Afrika machen sich auf, um in der Hoffnung auf ein besseres Leben an Europas Türen zu klopfen. Sie werden unterwegs angegriffen, ausgeraubt, totgeschlagen, sie landen in Gefängnissen, in Lagern, oder sie ertrinken im Meer. Und selbst wenn sie europäischen Boden erreichen – unsere Türen öffnen sich trotzdem nicht. Schon die Vorstellung eines solchen Schicksals ist kaum zu ertragen – vom wirklichen Erleben ganz zu schweigen.

„Wer klopft an?“ „O zwei gar arme Leut!“ „Was wollt ihr dann?“ „O gebt uns Herberg heut...“ Ich war oft auf Reisen, allein, mit dem Auto, hatte die Zeit wieder mal ganz vergessen, die grandiose Kathedrale, der phantastische Sonnenuntergang, und noch immer kein Bett für die Nacht, alles dicht, alles besetzt, jetzt ist es schon elf, wohl wieder eine Nacht zusammengekrümmt auf dem Sitz, da!, noch ein Albergo, eine letzte Chance, ein Zimmer?, aber ja, mein Herr, Nummer dreiundzwanzig, Frühstück gibt's ab sieben.

Eine verschlossene Tür weckt Ahnungen. Sie ist ein Sinnbild des Verborgenen. Sie symbolisiert die Grenze zwischen unserer Menschenwelt und der verborgenen Ewigkeit Gottes. Der Volksmund nimmt das locker; er lässt die Leute einfach an der Himmelstür anklopfen, und dann kommt Petrus und macht auf. Für den Liederdichter Friedrich von Spee war der Weg zu Gott nicht so leicht. Anklopfen, von wegen! Der Heiland muss den Himmel schon aufreißen, er muss Tür, Tor, Schloss und Riegel vom Himmel abreißen, denn von uns aus könnten wir dieses Tor niemals durchschreiten.

Advent, Ankunft. Nicht ich komme zu ihm, sondern er kommt zu mir. Und er, der Herr, er respektiert mich. *„Ich stehe vor der Tür und klopfe an“*, sagt er. Jetzt stellen sich diverse Fragen. Ist überhaupt jemand da? Höre ich ihn? Kommt er ungelegen? Klopft er an der falschen Tür? Werde ich ihn einlas-

sen? Und was dann? „*Ich werde eintreten, und wir werden Mahl halten*“ (Offb 3/20) – so seine Hoffnung.

(Michael Buchmann, Oktober 2010)

„SIE SPRACHEN MITEINANDER ÜBER ALLES...“ (Lukas 24/14)

„Mit meiner besten Freundin kann ich über alles sprechen.“ –

Hm. Kenne ich einen Menschen, mit dem ich wirklich „über alles“ sprechen könnte? Mir fällt da niemand ein. Das Gespräch, das ist so eine Sache. Ich tu mich nicht leicht damit. Um so dankbarer bin ich, wenn es gelingt.

Auch wenn ein Mensch rundum ausgeleuchtet ist, er bleibt dennoch verborgen. Das Menschsein ist von außen nicht erkennbar; es ist in uns drin, es ist zwischen uns, es ist Bewusstsein und Beziehung. Erst, wenn der Mensch „sich äußert“, tritt das in ihm Verborgene zu Tage. Erst dann merkt man, wie es in ihm aussieht, was er denkt oder will, wie er zu mir steht, wer er ist. Der Mensch zeigt sich im Sprechen.

Das heißt – so einfach ist es nun auch wieder nicht. Auch wenn jemand mich beharrlich anschweigt, kann das vielsagend sein. Und wenn jemand redet und redet, sagt mir das möglicherweise gar nichts.

Einer macht den Mund auf. Spannender Augenblick. Was kommt jetzt? Noch ist alles drin. Eine heitere Plauderei. Ein bitterer Streit. Eine erfreuliche Mitteilung. Der Beginn einer Freundschaft. Eine Intrige. Eine Bitte. Eine lebhaft diskutierte Diskussion. Eine Viertelstunde Langeweile. Ein ergreifendes Bekenntnis.

So widersprüchlich unsere Beziehung zu anderen Menschen ist, so widersprüchlich erleben wir das Gespräch. Einerseits suche ich nach Gemeinsamkeit, andererseits will ich meine eigene Sicht einbringen. Einerseits will ich widersprechen, andererseits niemand verärgern. Einerseits will ich mich öffnen, andererseits mich zurückhalten. Einerseits will ich aufmerksam zuhören, andererseits will ich, dass auch mir mal jemand zuhört. Einerseits verbindet uns das Gespräch, andererseits zeigt es, wie weit wir voneinander weg sind. Einerseits ehrt mich die Offenheit des anderen, andererseits verletzt sie mich. Einerseits bringt mich der Gesprächspartner auf die Palme, andererseits will ich ihn respektieren. Einerseits will ich mich unterhalten, andererseits will ich meine Ruhe. Und so weiter.

Smalltalk: Ein Gespräch, in dem alle gleichberechtigt mitreden können, weil es alle gleichermaßen langweilt.

Schwierige, kontroverse Gespräche gehen nachher in meinem Kopf noch lange, lange weiter. Und erst dann, nachts im Bett, fällt mir ein, was ich eigentlich hätte sagen wollen... und was unbedingt hätte gesagt werden müssen...

Nicht alles, was sich nach Gespräch anhört, ist auch eins. Wenn beispielsweise ein prüfender Professor Fragen stellt, die er selber eigentlich am besten beantworten könnte. Wenn ein Kommissar dem Verdächtigen ein Geständnis entlocken will. Wenn ein Chef sich jovial gibt, um dem Mitarbeiter auf den Zahn zu fühlen. Wenn Promis im Fernsehen eine Talk-Show abziehen. Wenn wir zwei wieder mal aneinander vorbeireden.

Ein Gesprächsfaden wird von mehreren gestrickt, er ist ein spontanes Gemeinschaftswerk. Das ist sein Reiz – und sein Problem. Da sitzen ein paar Leute beisammen, die eine ist ganz erfüllt von ihrer Norwegenreise, der andere hat eine Trennung hinter sich, eine dritte hat was Interessantes gelesen, ein vierter hat Ärger im Beruf. Doch das alles kommt nicht recht zu Wort, weil die anderen nicht drauf eingehen. Stattdessen erzählt man Witze, redet über das Essen und dann über gemeinsame Bekannte. Am Ende hat man nett geplaudert, aber niemandem hat es irgendwas gebracht.

Ich mag Gespräche, deren Ernst auch ein Lachen zulässt. Und umgekehrt.

Es gab einmal eine Zeit, da musste man sich treffen, um miteinander sprechen zu können. Man musste beispielsweise ein Stück Weg miteinander gehen, etwa den Weg von Jerusalem nach Emmaus. Das ist vorbei. Heute kann prinzipiell jeder jederzeit mit jedem sprechen, ganz gleich wo der andere ist, im Café gegenüber, im vorbeifahrenden Zug oder hinter den sieben Bergen. Die Technik, heißt es, erleichtert die Kommunikation. Ach, wenn dem doch wirklich so wäre...

Selbstverständlich ist ein Gespräch dann besonders schön, wenn man die (den) Gesprächspartner(in) sehr lieb hat. Das heißt – so selbstverständlich ist das eigentlich nicht. Denn Liebende sind keine einfachen Gesprächspartner. Sie haben kein dickes Fell. Sie sind verletzlich. Sie bemerken allerlei Unter-, Neben- und Zwischentöne. Sie wollen ernst genommen sein. Sie nehmen Verstellung, Gleichgültigkeit, Abweisung und Überheblichkeit krumm. Glücklicherweise sind sie aber auch bereit, zu verzeihen.

Menschen fühlten, ja wussten sich angesprochen von unbekannter Seite. Von „oben“. Von „innen“. Vom „Leben“. Eine lautlose Stimme der anderen Art. Man verneigte sich vor dem, den man da wahrnahm. Man erzählte einander davon. Man rief nach ihm, dachte nach und versuchte, ihn zu verstehen, ihm zu danken, zu antworten. Man begann, etwas davon aufzuschreiben, Geschichten, Gedichte, Gebete, Gebote, Gedanken, Reden. Eine Textsammlung entstand: Die Bibel. Dokument eines ungewöhnlichen Gesprächs. (Wir dürfen uns übrigens in dieses Gespräch einmischen.)

Auch ich habe, wie die beiden Jünger im Evangelium, allerhand erlebt, und nun gehe ich dahin auf meinem Lebensweg, und ich rede mit anderen (oder mit mir selber) „über all das, was sich ereignet“ hat, über „das, was die Propheten gesagt haben“ und vor allem über „das mit Jesus von Nazareth“. Das Gespräch ist nachdenklich, es ist ja alles so schwer zu verstehen, es ist alles so lange her, es gibt so viele Fragen, so viele Zweifel, und die Kirche und ihre Theologie sind vielfach auch keine Hilfe, wenn nicht gar das Gegenteil. Und doch, ich mag von diesem Gespräch nicht lassen, es fesselt mich, und es kann immer sein, dass der Funke springt, dass uns, dass mir ein Licht aufgeht...

Vielleicht geht und redet er ja tatsächlich mit. Er, den wir nicht erkennen.

Ist vielleicht Gott derjenige, mit dem ich „über alles sprechen“ könnte?

Es käme auf einen Versuch an.

(Michael Buchmann, Februar 2011)

ACH, DU LIEBE ZEIT

Was ist das? Man kann sie verlieren, gewinnen, sich vertreiben, totschiagen, haben oder nicht haben, verbringen, nutzen, vergeuden, sparen, abwarten, einteilen, messen, managen, sich nehmen, stehlen, schenken. Sie kann ablaufen, kommen, vergehen, nicht vergehen, beginnen, davonrennen, gegen mich laufen, zwischen den Fingern zerrinnen, aufgefressen werden, etwas zeigen, so manches lehren, etwas reifen lassen, dies und das verändern, darüber Gras wachsen lassen, darüber hinweggehen, Wunden heilen, sie kann kostbar sein, sogar Geld sein, knapp sein, neu oder alt sein, gut oder schlecht sein. Und plötzlich vorbei sein.

Sie wissen, was das ist? Ich nicht. Für mich ist und bleibt das ein Rätsel.

Der 31. Juli 2011 wird, wenn nichts dazwischenkommt, mein 25004. Tag sein. Leider kann ich mich nur an einzelne von diesen vielen Tagen erinnern. Was ist mit all den anderen? Wo sind sie hin? Vergangen, verweht, verloren? Vielleicht. Aber nicht ganz. Die 25004 Tage haben Spuren hinterlassen. Sie sind meine Geschichte. Sie machten mich zu dem, was ich bin. Meine Zeit, mein Leben.

Die *Vergangenheit* ist „Zeit-in-Ruhe“. Sie gleicht einem weiten Land; man kann sie nach Herzenslust durchwandern, erforschen, bedenken, deuten, betauern, bewundern, betrachten, erzählen. Die *Zukunft* ist „Zeit-im-Werden“. Sie ist Phantasie, Traum, Angst, Spannung, Erwartung, Wunsch, Hoffnung, Vorfreude, Geheimnis. Aber sowohl Vergangenheit als auch Zukunft, beide sind in Wirklichkeit – *Gegenwart*. Denn wie immer ich Vergangenheit oder Zukunft erlebe, ich erlebe sie *jetzt*.

Man kann so manches ausprobieren. Versuch und Irrtum. Welcher Pulli mir steht, welches Restaurant ich mag, wie ich meine Wohnung einrichte, welchen Weg ich nehme, wie ich diesen Text formuliere. Aber wie ich diese Stunde jetzt verbringe, das kann ich nicht ausprobieren. Ich kann mich entscheiden, das ja. Aber wenn die Stunde verbracht ist, ist sie verbracht. So, oder so. Endgültig.

Auch wenn wir oft das Gegenteil behaupten – so lang er lebt, hat der Mensch Zeit. Die Frage ist nur, *wie viel* Zeit er hat. Aus irgendeinem rätselhaften Grund hat man mich da sehr bevorzugt. Andere Menschen haben nicht mal einen Tag, und ich hatte schon viele, viele Jahre. Dennoch, ich kann einfach nicht genug kriegen von diesem wunderbaren Geschenk namens Zeit.

Wie schade, dass diese Zeit vorbeigehen wird, sagt der eine. Gott sei Dank, auch diese Zeit wird vorbeigehen, sagt der andere.

Das Thema Zeit spukt mir ständig im Kopf herum. Leider. Und wieder schaue ich auf die Uhr. Was, schon so spät? Ich wollte doch dies noch schaffen. Und jenes auch. Die Zeit, die Zeit, wo ist sie bloß geblieben. Schon wieder ein Tag vorbei. Blick in den Kalender. Ach du Schreck, diesen Termin hätte ich fast vergessen. Da muss ich ja morgen schon mit der Vorbereitung anfangen. Und bald wird's wieder Herbst. Und ich werde alt und älter.

Manche Menschen strengen sich wahnsinnig an, um irgendeine Strecke eine Hundertstelsekunde schneller zu schaffen als andere. Sollen sie; ich misch' mich da nicht ein. Aber manchmal frage ich mich doch, ob sie dann mit der eingesparten Hundertstelsekunde auch wirklich was Sinnvolles anfangen.

Bewusst leben! Alles aufmerksam wahrnehmen! Und auskosten! Ja, ja. Schon gut. Es gibt etwas, das ich am liebsten gar nicht bewusst, sondern ganz unbewusst erlebe, nämlich die Zeit. Manchmal, da spürt man die Zeit nicht mehr, man ist „ohne Zeit und Stunde“, vor Eifer, vor Spannung, vor Leidenschaft, vor Begeisterung... Im Himmel, denke ich, da vergisst man vor lauter Seligkeit, dass es eine Zeit gibt. Und deshalb gibt's da auch keine.

Für die Menschen der Bibel war die Zeit überschaubar. Erschaffung der Welt, Sintflut, Entstehung der Völker, Berufung Abrahams, Geschichte Israels. Man rechnete zur Zeit Jesu mit insgesamt etwa 3800 vergangenen Jahren. Von der Zukunft erwartete man meist nichts Neues. „Was geschehen ist, wird wieder geschehen, was man getan hat, wird man wieder tun“ (Koh 1/9). Allenfalls hoffte man auf das Erscheinen eines Messias. Über kurz oder lang aber würde Gott im Gericht der Erdenzeit ein Ende setzen.

Heute lässt uns die Zeit in unvorstellbare Abgründe blicken. Oder können Sie sich etwa „eine Million Jahre“ vorstellen? Und was ist schon eine Million Jahre... Vor 14 Milliarden Jahren entstand das Universum, vor 4 Milliarden Jahren das Leben, in 4 Milliarden Jahren wird die Erde allmählich in der Sonnenglut verschwinden. Und der Mensch? Eine Eintagsfliege! Ein Nichts!! Falsch. Der Mensch ist der, der über das Geheimnis der Zeit nachsinnt.

Alles hat seine Zeit. Es gibt eine Zeit zum Weinen und eine Zeit für den Tanz, eine Zeit zum Lieben und eine Zeit zum Hassen... So spricht ein berühmtes biblisches Gedicht (Koh 3/1-9). Was aber heißt das? Heißt es, dass man für alles, was man tut, die rechte Zeit abwarten sollte? Heißt es, dass die Zeit des Menschen erfüllt ist von lauter widersprüchlichen und zusammenhanglosen Aktivitäten? Heißt es, dass alles dies, Weinen, Tanz, Lieben, Hassen, in all seiner Widersprüchlichkeit umfassen ist vom unergründlichen Ratsschluss des Herrn aller Zeit? Der Dichter lässt das offen. Es gibt eine Zeit zum Fragen und eine Zeit zum Verstehen.

Für den Dichter Jochen Klepper wurde die Zeit nach 1933 immer schwieriger, denn seine Frau und seine beiden Stieftöchter waren jüdischer Herkunft. Aber er glaubte, dass es am Ende dann doch Gott sei, der „die Zeit in Händen“ habe, und er formulierte diesen Glauben in einem Gedicht, das als Kirchenlied im Gotteslob steht (Nr. 157). Da es in der Kirche leider fast nie gesungen wird, summe ich es manchmal privat ganz leise vor mich hin.

Er, der die Zeit in Händen hat, gab ein wenig von dieser Zeit auch in meine Hände. Ich darf was draus machen. Nun ja, ziemlich viel von meiner Zeit habe ich verträumt oder verschlafen. Aber auch dafür bin ich dankbar. Und vielleicht war ja doch die eine oder andere Stunde dabei, über die Gott sich gefreut hat, zusammen mit mir. Und was nicht war, kann ja noch werden.

(Michael Buchmann, Juli 2011)

WURZELN

Die Wurzel ist ein lichtscheues Wesen. Sie wirkt im Verborgenen, und was sie da so alles treibt, wissen nur wenige. Manchmal arbeitet sie da unten mit irgendwelchen Pilzen zusammen. Sagt man. Jeder kann sich eine Eiche vorstellen, kaum jemand jedoch ihr Wurzelwerk. Manchmal taucht so eine Wurzel auf, läuft quer über den Waldweg, man stolpert drüber, aber woher sie kommt und wohin sie geht – rätselhaft. Wird eine Wurzel ans Licht gezerzt, gerät sie in Lebensgefahr.

Die Wurzel hat eine lange Geschichte. Sie beginnt vor etwa 440 Millionen Jahren. Damals wagten die Lebewesen ein großes Abenteuer: Sie kamen aus dem Wasser und gingen an Land. Wie aber sollte man an Land nun Wasser und Nahrung finden? Es gab zwei Möglichkeiten. Möglichkeit eins: beweglich sein, um überall nach Wasser und Nahrung suchen zu können; diesen Weg wählten die Tiere. Möglichkeit zwei: sich dort ansiedeln, wo es Wasser und Nahrung gibt, und so lebenslang versorgt sein – die Methode der Pflanzen. Ihr besonderer Trick: Sie erfanden die Wurzel.

Wir Menschen haben die Lebensweise der Tiere geerbt. Wir sind beweglich wie sie, wir sind mal hier, mal dort, wir laufen, fahren, fliegen herum, immer unterwegs, immer auf der Suche. Ein Leben, das nach Art einer Pflanze irgendwo festgewachsen wäre – unvorstellbar. Der Mensch hat keine Wurzeln, und das ist gut so.

Moment mal. Stimmt das wirklich? Hat der Mensch keine Wurzeln? Es gibt Wurzeln, die noch weniger sichtbar, noch schwerer zu erkennen sind als die Wurzeln der Pflanzen. Aber sie sind da. Fast hätte ich das vergessen.

Warum geschieht dies? Weshalb passiert jenes? Oft weiß man das. Man kennt Ursachen. Woher aber kommen die Ursachen? Das ist meist schon nicht mehr so klar. Manchmal kann man überhaupt nicht genau sagen, wie was zustande kommt. Was da alles mitspielt und mitgespielt hat. Und wann es eigentlich angefangen hat. Und wie. Unversehens gerät man mit seinen Gedanken ins Dunkle, ins Verborgene. Und im Verborgenen, im Dunklen, da sind die Wurzeln.

Verborgenes reizt mich. Rätsel lösen, Geheimnissen nachspüren, Zusammenhänge entdecken, nach den Wurzeln fragen. Wurzeln in der Gegenwart, Wurzeln in der Vergangenheit. Viel herausfinden wird man ja nicht, denn die Welt ist groß, der Kopf ist klein und das Leben ist kurz. Dennoch ist es schön, wenn man manchmal wenigstens ein bisschen versteht.

Warum gibt es mich? Nun ja, die Eltern. Und die Großeltern. Und so weiter, und so fort. Frauen, Männer, von irgendwoher, irgendwie sie sind einander begegnet. Aber warum? Warum diese und keine anderen? Und außerdem, warum bin ich, wie ich bin? Woher kommt dieses Empfinden, diese Grundstimmung, dieser Charakter? Meine Wurzeln, wo sind sie?

Das Leben ist schön, aber es könnte noch schöner sein, wenn die Menschen es sich nicht selber immer wieder verderben würden. Menschen benehmen sich unerfreulich. Sie verhalten sich destruktiv. Sie begehen Verbrechen. Warum? Wie findet man die Wurzeln des Bösen? Man müsste sie finden, nicht nur um das Böse zu verstehen, das auch, sondern um es mitsamt der Wurzel ausreißen zu können.

Es gibt eine hübsche Pflanze mit dem schönen Namen „Augentrost“. Doch unter der Erde benimmt sie sich ziemlich dubios; sie zapft mit ihren Wurzeln andere Pflanzen an. Auf den ersten Blick ahnt man eben oft nicht, was hintenrum alles läuft.

Die Wurzel des Apfelbaums saugt im Boden allerlei seltsame Stoffe auf und macht daraus bezaubernde Blüten, von den Früchten gar nicht zu reden. Auch ich habe Zeit meines Lebens vielerlei aufgenommen, ja, oft geradezu aufgesaugt, und ich habe versucht, was Brauchbares draus zu machen. Etwas so Schönes wie ein blühender Apfelzweig ist mir aber nie gelungen.

Ein abgebrochener Zweig hat keine Chance. Er fliegt im Wind davon, er welkt, er stirbt. Manchmal aber, im Kontakt mit der Erde, bekommt das Stückchen Zweig auf einmal Wurzeln. Es lebt, treibt und blüht. Abgebrochene Zweige. So was gibt es auch unter Menschen. Aber gibt es da auch neue Wurzeln, neues Leben?

Die Königskerze weiß, dass es bei uns manchmal wochenlang nicht regnet. Deshalb verankert sie ihre Wurzel tief im Boden. Solche Zeiten der Dürre, die kenne ich auch. Irgendwie habe ich sie immer wieder überstanden. Sollte ich doch tiefer wurzeln, als ich dachte?

Wenn eine Pflanze nicht genug Erde hat, hilft ihr auch die Wurzel nichts. Sie verkümmert. Auch der Mensch braucht guten Boden für seine Wurzeln, denn das Leben kostet Kraft. Und was gehört zu so einem „guten Boden“? Da gibt es viele Meinungen. Gesundheit. Partnerschaft. Familie. Beruf. Bankkonto. Freundeskreis. Selbstvertrauen. Ansehen. Hobbies. Auch die Bibel meldet sich da zu Wort. Sie spricht von Menschen, die in Christus verwurzelt sind (Kol 2/7). Oder die in der Liebe wurzeln (Eph 3/17).

Manchmal meint man, eine Pflanze sei weg. Vernichtet. Zerstört. Erfroren. Verbrannt. Man sieht rein gar nichts mehr von ihr. Doch die Pflanze kommt wieder. Das Wunder der Wurzel.

Für den Propheten Jesaja stand das Volk kurz vor dem Untergang. Eins aber, dachte er, eins wird bleiben, nämlich die Zusage Gottes an den König David. Aus dieser Wurzel war Israel entstanden, und aus dieser Wurzel würde dereinst auch wieder etwas Neues wachsen (Jes 11/1).

Ich blättere in der Bibel weiter, bis zur letzten Seite. Da lese ich, wie Jesus dem Jesaja antwortet: „Ich bin die Wurzel und der Stamm Davids, der strahlende Morgenstern.“ (Offb 22/16)

Wurzeln sind verborgen. Man sieht sie nicht. Und man sollte auch nicht zu eifrig nach ihnen graben, denn da macht man sie leicht kaputt. Dennoch –

es könnte ja sein, dass sie da sind, die Wurzeln. Auch in meiner Seele. Ich weiß ja, wie das ist, wenn in der Seele was aufblüht. Im Augenblick aber kann ich kaum was erkennen. Es ist Winter. Und es ist Advent. Ich warte.

(Michael Buchmann)

WICHTIG SEIN

Bin ich wichtig? Pardon, ich weiß, so was fragt man nicht. Wenn man mir versichert: „Jeder ist berufen, jeder ist wichtig!“, dann höre ich mir das an und sage zunächst mal nichts dazu. Aber insgeheim macht man sich dann doch seine Gedanken. Wenn jeder wichtig ist – bin ich es vielleicht auch? Was hat es eigentlich auf sich mit dem „Wichtigsein“? Das wüsste ich ja schon ganz gern. Also, was soll's, ich stelle die ungehörige Frage nochmal:

Bin ich wichtig? Ja, klar. Für mich zumindest bin ich wichtig. Obwohl – „wichtig“ ist da wohl nicht das richtige Wort. Vieles ist ja „für mich wichtig“. Meine Wohnung, meine Lieblingsmusik, meine Erinnerungen, und, und, und. Aber auch ohne all dies Für-mich-Wichtige könnte ich leben. Zur Not sogar ohne mein Augenlicht. Ohne „mich“ aber könnte ich gar nichts. Null. Ich bin für mich so „wichtig“, dass es dafür gar keine Worte gibt.

Sind andere für mich wichtig? Ja, durchaus. Einige ganz besonders. Vor allem *waren* andere für mich sehr, sehr wichtig. Ohne andere, nämlich meine Eltern, wäre ich ja gar nicht da. Ohne andere wäre ich schon längst verhungert, körperlich und seelisch, ich hätte weder sprechen noch denken gelernt und wüsste nicht mal, wer ich bin.

Bin ich für andere wichtig? Hm. Tja. Sagen wir mal so: Ich kann mir Situationen vorstellen, in denen ich gebraucht werde. Man ist auf mich angewiesen. Ich muss was tun, sonst passiert nichts. Oder ich muss was tun, sonst passiert was. Jedenfalls kommt es auf mich an. Da bin ich für andere wichtig. Aber sonst?

Alle Menschen sind, wie die UN-Menschenrechtserklärung in Artikel 1 feststellt, von Geburt an gleich an Würde. Also sind alle Menschen auch gleich wichtig. Einerseits.

Andererseits: Kein Mensch gleicht dem anderen. Sobald mehrere Menschen zusammenkommen, zeigt sich ihre Ungleichheit. Sie spielen unterschiedliche Rollen. Der eine dominiert, die andere fügt sich ein. Es entsteht eine Rangordnung. Und auf einmal gibt es wichtigere und weniger wichtige Menschen.

Das Ich-bin-wichtig-Gefühl gilt als besonders angenehmes Gefühl. Vermutlich hängt das damit zusammen, dass wir nicht recht wissen, warum und wozu wir da sind. Wir zweifeln an uns und am Sinn unseres Lebens. Wenn aber andere uns Wichtigkeit bescheinigen, kann das solche Zweifel mildern oder gar zum Schweigen bringen.

Weil es so gut tut, sich wichtig zu fühlen, gibt es den sogenannten „Ehrgeiz“. Der Ehrgeiz schrieb und schreibt Geschichte. Er baute Kathedralen und führte Kriege. Wenige machte er berühmt. Viele macht er rücksichtslos. In seiner etwas harmloseren Variante bringt er einen nur ins „Guinness-Buch der Rekorde“. Oder in eine Casting-Show.

Bei allem Ärger – mit manchen Wichtigtuern habe ich eher Mitleid. Sie würden so gerne ernst genommen und werden doch nur ausgelacht.

Ja, ich gebe es zu, auch ich wäre manchmal gern für andere wichtig. Wenigstens ein bisschen. Und zwar nicht nur, weil ich gebraucht werde. Weil ich dies oder jenes tun soll. Sondern auch, weil ich der Mensch bin, der ich bin. Aber das hab ich nicht in der Hand.

Es kann sein, dass ich jemandem wichtig bin, und ich merke es nicht. – Es kann sein, dass jemand mir wichtig ist, aber ich kann es ihm nicht sagen. – Es kann sein, dass jemand liebend gern für mich wichtig wäre, dies aber nicht ist. – Es kann auch sein, dass es jemanden gibt, für den ich liebend gern wichtig wäre. Aber ich bin es nicht.

Das schöne Wort „Du bist mir wichtig“ kann man nicht kaufen. Es ist nur als Geschenk zu haben.

Sich wichtig zu fühlen macht stolz; sich nicht ganz so wichtig zu fühlen macht demütig. In mir gibt es eine endlose Diskussion zwischen dem Stolz und der Demut. Oft meldet sich der Stolz lautstark zu Wort. Dann lächelt die Demut und zeigt still auf all die vielen, vielen Menschen, die was Großes geschaffen, was Neues entdeckt oder was Gutes getan haben. Die Demut behält immer das letzte Wort, denn sie hat einfach die besseren Argumente.

Manche ach so wichtigen Leute hätten der Menschheit einen großen Gefallen getan, wären sie unwichtig geblieben.

Der Name gilt als Symbol der Person. Deshalb versuchen viele, sich einen Namen zu machen. Je öfter der eigene Name genannt wird, desto wichtiger darf man sich fühlen. Einige wenige dürfen sich sogar sagen, dass ihr Name wohl noch in Jahrzehnten, gar Jahrhunderten genannt werden wird. Man wird's auf Erden ja nicht mehr so mitkriegen, aber allein die Vorstellung, die hat schon was...

Einmal, es ist lange her, da wurde mein Name unter ganz besonderen Umständen genannt. Ich erinnere mich nicht mehr; man hat es mir erzählt. Ich hatte da meinen Namen noch gar nicht lange, ja, ich hatte noch nicht mal gelernt, auf diesen Namen zu hören. Man rief mich beim Namen, und dann goss man Wasser über meinen Kopf. Seitdem, so sagte man mir, sei mein Name „im Himmel verzeichnet“, so wie es das Evangelium von den Jüngern Jesu erzählt (Lk 10/20). Und wie diese sei nun auch ich dazu berufen, Jesu Wort zu verstehen, zu tun und weiterzusagen. Und deshalb sei ich nun ganz besonders wichtig, für die Menschen und für Gott.

Jesus weiß offenbar ganz genau, wie wichtig ich mir selber bin, siehe oben. Und nun sagt er, es gebe da einen „Nächsten“, der möge mir bitte genau so wichtig sein. Im Übrigen komme es aber nicht darauf an, in den Augen der Menschen wichtig zu erscheinen. Gott rufe uns beim Namen, das sei genug. Deshalb solle sich unser Ehrgeiz nicht darauf richten, immer noch wichtiger zu werden, sondern darauf, anderen zu dienen. Ich habe schon oft über all das nachgedacht. Aber habe ich es auch schon verstanden?

(Michael Buchmann)

WARTEN

Jemand sitzt da und tut nichts. Jemand anderer sitzt auch da und tut nichts. Es sieht in beiden Fällen gleich aus. Es sieht aber nur so aus. Denn der erste Jemand tut einfach nur nichts. Der zweite Jemand aber wartet. Und das Warten ist etwas ganz anderes als das Nichtstun.

Das Wort „jetzt“ beschreibt einen Zeit-Punkt, den es im Grunde gar nicht gibt. Wenn mir das, was ich „jetzt“ erlebe, zu Bewusstsein kommt, ist es bereits vorbei. Wie gut, dass meine Seele nicht nur in diesem flüchtigen Jetzt lebt. Sie lebt immer auch in dem, was war und dem, was sein wird. Es kann sogar sein, dass ich das, was jetzt ist, innerlich schon verlassen habe und eigentlich schon bei dem bin, was kommt. In diesem Fall „warte“ ich.

Etwas kommt. Ganz sicher. Vermutlich. Hoffentlich. Bald. Leider nur allzu bald. Endlich vielleicht doch noch. Irgendwann mal. Eventuell morgen. Jetzt gleich. Am 25. Dezember. Am Sankt-Nimmerleins-Tag. Warten ist nicht gleich Warten.

Das Wort „Warten“ bedeutete ursprünglich so viel wie „Ausschau halten“. Von einer „Warte“ aus konnte man etwas Herannahendes früher sehen. Die so gewonnene „Wartezeit“ war nichts Lästiges, im Gegenteil, man brauchte sie, um sich vorbereiten und gegebenenfalls wappnen zu können. Auf der „Warte“ stand ein „Wärter“. Etwas von dieser alten Bedeutung hat sich im adventlichen Warten erhalten. Wir klettern am ersten Adventsonntag auf die Warte, um von dort das herannahende Fest rechtzeitig in den Blick zu nehmen, auf dass es uns nicht unvorbereitet überrasche.

Freunde lasse ich nicht gerne warten. Lästige Aufgaben schon eher. Der unaufgeräumte Keller wartet schon eine halbe Ewigkeit auf mich. Irgendwann kommt sie schon noch, die supergünstige Gelegenheit, wo ich dann nichts lieber tun werde, als den Keller aufzuräumen. Bis dahin kann er warten. Bis er schwarz wird.

Das Warten geht uns auf die Nerven, weil es in der Regel nicht auf eigener Entscheidung beruht. Es wird uns aufgezwungen, vom Fahrplan, von festen Terminen, von der Trödelei anderer, von einer endlosen Warteschlange, von höherer Gewalt. Äußere Umstände lassen uns kostbare Zeit „verlieren“, und wir können nichts dagegen tun. Ohnmacht. Wut.

Ganz gleich, wie lang die Zeit des Wartens ist, sie ist uns fast immer zu lang. Es entsteht ein Gefühl von „Lange-Weile“. Mit Hilfe von allerlei „Kurz-Weil“ kann man sich die Wartezeit „verkürzen“. Obwohl sie gleich lang bleibt.

Ein Mann wartet auf eine Frau. In ihm streiten Geduld und Ungeduld. Die Geduld sagt: Sie wird wissen, wann sie kommt. Ich gebe ihr alle Zeit, die sie braucht. Sie soll nicht in Hektik geraten. Nicht wegen mir. Ich habe sie neu-lich auch warten lassen. Wenn sie sich verspätet, wird es einen Grund geben. Die Ungeduld sagt: Ich halte es nicht mehr aus, dieses Warten. Es wird doch nichts passiert sein? Komm doch endlich! Ich will dich küssen. Jetzt.

Immer wieder passiert es. Sicher auch jetzt wieder, irgendwo auf der weiten Welt. Ein Mensch wartet auf einen anderen, und der kommt nicht. Nie mehr.

„Über allen Gipfeln / Ist Ruh‘, / In allen Wipfeln / Spürest du / Kaum einen Hauch; / Die Vögelein schweigen im Walde. / Warte nur, balde / Ruhest du auch.“ (Goethe, am 6. September 1780)

Im Zeitalter der Mobiltelefone kann man sich kaum noch vorstellen, wie schlimm das mal war, wenn man jemanden warten lassen musste, ohne ihn benachrichtigen zu können. Man spürte die Ungewissheit, die Unruhe, ja die Angst des anderen fast noch intensiver, als wenn man selbst der Wartende gewesen wäre. Man saß buchstäblich auf glühenden Kohlen.

Wenn nach langem, ungeduldigem, quälendem Warten der, die, das Erwartete endlich eintrifft, entsteht ein Augenblick unbeschreiblichen Glücks. Ein Glück, das nicht seinesgleichen hat. Es ist nur über die Sehnsucht des Wartens zu haben, anders nicht.

Allerdings ist es auch gleich wieder vorbei. Das Warten ist überstanden, es ging alles gut, man ist zufrieden. Das überwältigende Glück – es währte nur einen Wimpernschlag.

Das Kirchenjahr ist ein Gleichnis des Handelns Gottes. Die Festtage sind „vorgegeben“, gleichsam „von oben“, und es gilt, auf sie zu warten. Dabei soll uns bewusst werden, dass auch Gottes Handeln sich nicht nach unserem Gutdünken hin- und herschieben lässt; es liegt alles in seiner Macht. Und so feiern wir Jesu Geburt in der Nacht zum 25. Dezember. Nach langem Warten wird die dunkelste aller Nächte zur endlich, endlich erlösenden Heiligen Nacht. Dem „aufstrahlenden Licht aus der Höhe“ (Lk 1/78) antworten dann – erst dann! – die vielen, vielen Lichter auf Erden.

(Ich verstehe die Welt auch sonst nicht, aber in der sogenannten „Vorweihnachtszeit“ verstehe ich sie noch weniger. Ich würde nämlich so gern in Stille und Dunkelheit auf die Heilige Nacht warten, aber das weihnachtsstimmungsmäßige Gedudel und Geglitzter und Gemache um mich herum lässt mich nicht. Früher hab ich manchmal was dazu gesagt: Advent, Zeit des Wartens... „Warten?? Du hast ja keine Ahnung!“ Nun sage ich nichts mehr. Ich will ja auch kein Spielverderber sein. Und ich setze diesen Abschnitt in Klammern. So kann man ganz leicht dran vorbeilesen.)

Man redet oft von Gottes Gegenwart. Gott sei gegenwärtig in seinem Wort, in seiner Gemeinde, in der Eucharistie, in der menschlichen Liebe, in der Schöpfung, im eigenen Herzen. Ja, vielleicht dürfen wir so sprechen. Die Bibel erlaubt es uns. Aber es ist und bleibt ein Wagnis, diese Erlaubnis in Anspruch zu nehmen.

Im Advent wird die Christenheit sich dessen wieder bewusst. Endlich. Statt „Gegenwart“ nun „Hoffnung“. Not und Finsternis. Der verborgene, der unvorstellbare Gott, er kommt. Irgendwie. Wie wird das sein? Noch ist er nicht da. Wir dürfen träumen. Es gibt eine Sehnsucht. Ich warte.

GLAUBEN

Ich glaube, was man mir sagt. Nur wenn konkrete Gründe meinen Argwohn wecken, glaub ich's nicht. In der Regel aber versteht es sich von selbst, dass man einander glaubt; anderenfalls wäre sinnvolle Kommunikation nicht möglich. Sogar die Lüge funktioniert nur dort, wo sie geglaubt wird.

Die Werbung sagt mir, ein Produkt sei besonders gut, und ich soll das glauben. Politiker sagen mir, ihre Politik sei die richtige, und ich soll das glauben. Leute sagen mir, sie hätten recht mit ihrer Meinung, und ich soll das bitteschön glauben. Ich aber glaube nicht, was ich glauben soll. Ich glaube, was ich glaube. Glauben ist meine Sache.

Wir glauben übrigens nicht nur anderen Menschen. Wir glauben auch sonst eine ganze Menge. Auch jemand, der von sich sagt, er glaube gar nichts, glaubt in der Regel ziemlich viel. Er macht beispielsweise für den Abend einen Termin aus. Damit bekennt er, daran zu glauben, dass er und der andere um diese Zeit noch leben werden. Wissen kann das niemand.

Man unterscheidet gemeinhin Glauben und Wissen. Ach, wenn es doch so einfach wäre. In meinem Kopf jedenfalls geht es komplizierter zu. Da ist Gewusstes, Halbgewusstes, Einigermassen-Sicheres, Wahrscheinliches, Angenommenes, Vermutetes, Mögliches, Geprüft-Geglaubtes, Ungeprüft-Geglaubtes, Kaum-noch-Geglaubtes, Bezweifeltes, Durchdachtes, Undurchdachtes, Aufgeschnapptes, Erhofftes, Befürchtetes, Erinnertes, und, und, und. Manches bestätigt sich gegenseitig. Vieles widerspricht sich.

Der Verstand ist ein erstaunliches Ding. Obwohl er ursprünglich wohl vor allem dazu da war, den Menschen beim Überleben in der Savanne zu helfen, kann man inzwischen mit seiner Hilfe auch das Higgs-Teilchen finden, die Gesetze des Lebens austricksen und am Internet rumbasteln. Am erstaunlichsten aber ist, dass der Verstand sich auch für Sachen interessiert, die er niemals eindeutig klären können. Etwa für die Frage, was in einem anderen Menschen vorgeht. Was sich abspielt zwischen dir und mir. Was dieses Kunstwerk da bedeutet. Warum ich auf der Welt bin, und was ich da soll. Warum die Welt ist, wie sie ist. Da weiß der Verstand, dass er nichts weiß. Dass er so etwas wie Glauben riskieren muss.

Varianten des Glaubens: *Ich glaube, dass* – es so ist, denn es spricht viel dafür und nur wenig dagegen. *Ich glaube dir* – und vertraue, dass du mich nicht anlügst. *Ich glaube an* – die Wissenschaft, beispielsweise, und ich richte mein Leben danach aus. *Ich glaube an dich* – und deine Fähigkeiten; du wirst deine Sache gut machen.

Ein Mann zweifelt an den Worten einer Frau. Sie verheimlicht mir etwas, denkt er. Vielleicht will sie mich ja schonen. Mich nicht verletzen. Sie traut meiner Großmut nicht. Und sie hat ja recht; ich bin gar nicht gut im Verzeihen. Ich bin nachtragend, leider. Vielleicht ist es ja wirklich besser, wenn ich

nicht alles weiß. Ich glaube ihr nicht deshalb, weil ich ihr glaube. Ich glaube ihr, weil ich sie liebe.

Was vorbei ist, ist vorbei. Vergangen. Nicht mehr zu fassen. Noch ist in meinem Gedächtnis etwas gespeichert. Aber Moment mal, wie war das doch gleich? Ich glaube, mich zu erinnern. Aber ich weiß es nicht mehr. Es gibt Gedächtnisstützen. Aufzeichnungen. Dokumente. Da zum Beispiel, diese Notiz. Aber was bedeutet sie? Und wie kam es dazu? Und was war dann? Ich könnte jemand fragen. Aber auch dem müsste ich dann glauben.

Die Geschichten von Jesus wurden erzählt, weil man ihnen glaubte. Es war auch vieles dabei, was man noch wusste, aber es gab für die Erzähler keinen wesentlichen Unterschied zwischen Gewusstem und Geglaubtem; schließlich war, wenn von Jesus erzählt wurde, ohnehin immer der Geist Gottes mit im Spiel, so oder so.

Da das Leben noch nicht fertig ist, sondern jeden Tag neu gefunden und erfunden werden muss, stellt es immer neue Fragen: Was ist zu tun? Was wäre das Richtige? Was ist der bessere Weg? Wie ist das zu bewerten? Und wie zu verstehen? Soll ich was ändern? Oder mich damit abfinden? In meinem Umgang mit solchen und ähnlichen Fragen zeigt sich, woran ich glaube.

Nach christlicher Lehre geht es im Leben vor allem darum, Liebe zu üben und so für andere ein wenig erträglicher und hilfreicher zu werden. Seltsamerweise hat man bei manchen Leuten den Eindruck, dass ihr „christlicher Glaube“ sie eher lieblos, engstirnig oder rechthaberisch werden lässt. Zum Ärgernis für andere. Da stimmt was nicht.

Andererseits: Der Mensch ist ein widersprüchliches Wesen und darf das auch sein. Manchmal wird ja von jemandem gesagt, bei ihm stimmten Glauben, Leben, Denken und Tun vollkommen überein und er sei daher besonders „glaubwürdig“. So etwas ist mir eher fremd. Mir stehen die näher, in deren Brust zwei (oder mehr) Seelen wohnen. Die beispielsweise hin- und hergerissen sind zwischen den jahrtausendealten Überlieferungen des Glaubens auf der einen und den Wirklichkeiten unserer Welt auf der anderen Seite.

Der Satz „*Ich glaube an Gott*“ (oder „*Ich glaube nicht an Gott*“) hat so viele Bedeutungsvarianten, wie es Menschen auf Erden gab und gibt. Jeder Mensch geht mit Gott seinen eigenen Weg.

Weil die Bibel vom Glauben erzählt, erzählt sie auch vom Zweifel. Ijob zweifelt an der Gerechtigkeit Gottes. Kohelet bezweifelt, dass man im Leben einen gottgegebenen Sinn erkennen könne. Elija zweifelt an seiner Berufung. Johannes der Täufer zweifelt an der Sendung Jesu. Thomas bezweifelt Jesu Auferstehung. Jesus selber zweifelt, ob er auf die Bitte einer heidnischen Frau eingehen soll. Und als das Verhängnis hereinbricht, zweifelt er am Willen des Vaters. Wer glaubt, bedarf der Hilfe im Unglauben (Mk 9/24).

In der Osternacht werden wir ja immer nach unserem Glauben gefragt, und ich antworte dann auch ziemlich mutig „Ich glaube“, obwohl ich doch eigent-

lich sagen müsste, halt, Moment mal, das ist doch alles nicht so einfach. In mir läuft ein Gespräch über den Glauben, mit Fragen und Antworten, mit Hin und Her und Wenn und Aber, mit spontaner Zustimmung und befremdetem Kopfschütteln, mit Hoffen und Bangen, Freude und Rätselraten. Aber ich hoffe auch, Gottes Geist wirkt in diesem Gespräch mit, und dann könnte es vielleicht doch sein, dass Gott mein „Ich glaube“ in Gnaden annimmt.

FEIERN

Was tut man eigentlich, wenn man „feiert“? Man zieht sich ordentlich an, man kommt zusammen, man isst und trinkt, man tanzt, man lauscht einer Rede, man macht ein Spiel, man hört Musik, man unterhält sich, man bewundert die eine oder andere Darbietung. Das kann man alles sehen. Aber etwas Unsichtbares ist vielleicht noch wichtiger, und das ist der „Anlass“ der Feier. Ihn haben die Anwesenden im Kopf. Er ist der Sinn der Sache.

Das Feiern ist vor allem eine Sache der Emotionen. Im Alltag gehen unsere Gefühle ja meist ziemlich durcheinander, und vieles davon ist auch eher lästig, Ärger zum Beispiel, Überdruß, Trübsinn. Das Feiern soll unseren Gefühlen Gelegenheit geben, sich sinnvoll zu ordnen, sich auf einen bestimmten Anlass zu konzentrieren und ihn entsprechend zu „würdigen“.

Weil das Feiern etwas mit Konzentration zu tun hat, kann es auch leicht gestört werden. Jemand macht Ärger, die Stimmung kippt, die Feier platzt.

Die Freude ist ein sehr angenehmes Gefühl. Deshalb wählen wir zum Feiern gern erfreuliche Anlässe. Wenn der Anlass ganz besonders erfreulich ist, will die Freude beim Feiern so richtig „aus sich rausgehen“, sich ausleben, sich austoben. Entsprechend „ausgelassen“ geht es dann zu. Aber man kann auch ruhiger feiern. Beschaulich. Heiter. Stillvergnügt. Nachdenklich. Es kann auch sein, dass eine Feier uns so ergreift, dass wir ganz verstummen.

Das Wort „feiern“ hat eine lange Geschichte. Die Ursprünge liegen in der Religion des alten Italien. Das Wort „fas“ bezeichnet dort das göttliche Gesetz, „fanum“ das Heiligtum, „festus“ umschreibt die Besonderheit religiösen Geschehens, und „feriae“ sind die für sakrale Riten bestimmten Tage. Alle diese Wörter sind miteinander verwandt. Die Kirche des frühen Mittelalters machte aus „feriae“ zunächst das lateinische Verbum „feriare“ und dann daraus das althochdeutsche Wort „firon“, einen Festtag begehen, „feiern“.

Die Zeit vergeht. Aber sie vergeht in Jahren. Und deshalb vergeht sie nicht nur, sondern sie kehrt auch immer wieder zurück. Eigentlich ist der gestrige Tag ja vorbei. Aber im Lauf des nächsten Jahres wird das Datum wiederkommen. Und wenn sich gestern zwei Menschen verliebt haben, dann wird dies übers Jahr an diesem Tag wieder Gegenwart, und vielleicht werden die beiden dann diesen Tag feiern.

Wenn ein Mensch betrauert wird, dann wurde er auch geachtet, vielleicht sogar geliebt. Man nimmt in einer „Trauerfeier“ Abschied, aber die Trauer allein würde man wohl nicht feiern wollen. Die in der Trauer verborgene Zuneigung jedoch, die Wertschätzung, die Liebe, die kann und die will man feiern.

Eine „runde Zahl“ hat etwas „Vollendetes“. „Runde“ Jubiläen, Gedenktage, Geburtstage werden wohl deshalb besonders gefeiert, weil sich mit so einer Zahl das Gefühl verbindet, es habe sich da etwas „gerundet“, es habe sich gewissermaßen zu einem Ganzen gefügt. Vielleicht träumen wir ja auch des-

halb so gern den Traum vom Runden, Ganzen und Vollendeten, weil wir wissen: Alles auf Erden ist Stückwerk.

Eine Feier sollte „feierlich“ sein. Oder etwa nicht? So manche Feier lief zu später Stunde schon mal ein bisschen aus dem Ruder, und dann wurde auf eine Art und Weise gefeiert, die „schon nicht mehr feierlich“ war. Viele hielten dann gerade diese Feier für besonders gelungen.

Am 27. Juni 1743 kämpfte am Main bei Dettingen ein britisch-österreichisches Heer gegen die Franzosen und behielt am Ende die Oberhand. König Georg II. hatte das britische Aufgebot selber kommandiert und durfte sich somit persönlich als Sieger fühlen. In London gab es eine Siegesfeier mit Tedeum. Der Hofkomponist Georg Friedrich Händel hatte zu den ergreifenden Gebetsworten des Tedeum eine wunderbare Musik geschrieben. Da vergisst man leicht, dass Händels großartiges „Dettinger Tedeum“ ein Ereignis feiert, bei dem etwa 7000 Menschen ihr Leben verloren hatten.

Grade eben bin ich wieder so halbwegs gesund aufgewacht. Im Augenblick, bis auf weiteres, ist dies für mich das allerwichtigste und schönste Ereignis auf Erden. Es müsste eigentlich groß gefeiert werden. Das Frühstück – ein Festessen. Im Morgengebet, im Stundengebet kann man sich dessen bewusst werden: Der Tag – ein Geschenk. Jeder Tag ein Feiertag.

Andererseits – das Feiern lebt davon, dass es eben gerade nicht „Alltag“ ist, sondern etwas Besonderes, eine Ausnahme, ein Ausnahmezustand. Deshalb tun wir uns als Feiernde ja auch leichter, etwas wahrzunehmen, woran wir im Alltag eher vorbeileben. Zum Beispiel – die Gegenwart Gottes.

Ab und zu, wenn die Natur ein Einsehen hat und uns nicht mit Dauerregen, Eiseskälte oder Gluthitze auf die Nerven geht, dann kann sie uns auch bezaubern. Der Dämmerchein des Morgens. Ein stiller See im Moor. Der Steilhang am Fluss. Uralte Bäume. Eine von Insekten umsummte Wiese. Der blühende Apfelbaum. Ein Blick in weite Ferne. Das Lied der Amsel nach dem Regen. Ein in goldenes Licht getauchter Abend. Der Orion um Mitternacht. Manchmal ist mir, als feiere die Natur sich selbst und ihr Geheimnis.

In einem der ältesten biblischen Texte wird gesagt, an sechs Tagen dürfe man seine Arbeit tun, nicht aber am siebten Tag, damit, wie es da heißt, „dein Rind und dein Esel ausruhen“ können (Ex 22/12). Dies ist die erste greifbare Nachricht von jenem geheimnisvollen „Sabbat“, von dem niemand weiß, wann, wie und warum er entstanden ist. Der Sabbat ist Urbild und Inbegriff des Feiertags; sein Sinn ist die reine Freude am Leben. Gott gönnt ihn ausdrücklich auch jenen Geschöpfen, die nichts von ihm wissen.

Für Jesus ist das Feiern ein Gleichnis des Gottesreichs, und die Christenheit ist eine Gemeinschaft von Feiernden. An jedem Tag, zu jeder Stunde kommen irgendwo auf der Welt Menschen in Jesu Namen zusammen. Im Glauben, dass er „mitten unter ihnen“ ist (Mt 18/20). Und sie feiern. Aber, und das ist anders als sonst: Der Anlass dieses Feierns, der ist uns noch gar

nicht so ganz klar. Da ist noch vieles im Dunkel. Da ist noch was zu erwarten. „Dein Reich komme. Dein Wille geschehe – auch auf Erden.“

(Michael Buchmann)

INTERVIEW MIT JESUS SIRACH

Der Schriftsteller Jesus Sirach aus Palästina gilt als ausgesprochen presse-scheu. Dennoch ist es dem „Pfarrverbandsbrief“ gelungen, ihn zu treffen und ihn zu einem Interview zu überreden.

Pfarrverbandsbrief: Herr Sirach, Sie hatten ja einen weiten Weg, Sie sind durch viele Jahrhunderte gereist bis hierher zu uns. Da haben Sie sicher viel erlebt.

Jesus Sirach: *Vieles habe ich auf meinen Reisen gesehen, viele Dinge habe ich durchgestanden. Oft musste ich Todesgefahren bestehen. Aber ich wurde gerettet, und sie gingen vorüber (34/12f).*

Pvb.: Sie sind anscheinend auch beraubt worden...

J. S.: *Der Verbrecher entkommt nicht mit seinem Raub (16/13). Wer eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; wer eine Schlinge legt, verfängt sich in ihr. Wer Unrecht tut, auf den rollt es zurück (27/26f).*

Pvb.: Wie gut, wenn Sie da recht hätten – aber ich hab da so meine Zweifel. Bereuen Sie eigentlich, dass Sie diese Reise gewagt haben?

J. S.: *Wer viel gereist ist, hat reiches Wissen, und der Erfahrene redet verständig. Wer nichts erfahren hat, weiß wenig. Der Vielgereiste nimmt zu an Klugheit (34/9f).*

Pvb.: Herr Sirach, Sie werden ja auf der ganzen Welt gelesen. Auch ich habe in Ihr Buch ein wenig hineingeschaut, und ich gebe zu, ich bin beeindruckt.

J. S.: *Nicht für mich allein habe ich mich geplagt, sondern für alle, die Bildung suchen (33/18).*

Pvb.: Ihre Gedanken kreisen immer wieder um ein großes Thema, und das ist der Mensch.

J. S.: *Was ist der Mensch, und wozu nützt er? Was ist gut an ihm, und was ist schlecht? (18/8) Der Herr hat die Menschen aus Erde erschaffen und lässt sie wieder zu ihr zurückkehren (17/1). Mit kluger Einsicht erfüllte er sie und lehrte sie, Gutes und Böses zu erkennen (17/7). Vielfältig sind die Gedanken der Menschen (3/24). Ist der Mensch am Ende angelangt, steht er noch am Anfang (18/7).*

Pvb.: Das klingt ja alles durchaus eindrucksvoll, aber beim Nachdenken über das Menschsein wird einem doch manchmal auch ganz anders zumut.

J. S.: *Große Mühsal hat Gott den Menschen zugeteilt, ein schweres Joch ihnen auferlegt von dem Tag, an dem sie aus dem Schoß ihrer Mutter hervorgehen, bis zu dem Tag ihrer Rückkehr zur Mutter aller Lebenden: ihr Grübeln und die Angst ihres Herzens, der Gedanke an die Zukunft, an den Tag ihres Todes (40/2).*

Pvb.: Und das ist ja noch nicht alles, da kommt ja noch mehr dazu...

J. S.: *Zorn, Eifersucht, Sorge und Schrecken, Todesangst, Zank und Streit (40/5), Pest und Blut, Fieber und Schwert, Untergang und Verderben, Hunger und Tod (40/9).*

Pvb.: Und dann machen sich die Menschen ja auch gegenseitig das Leben noch schwerer, als es ohnehin schon ist. Überall diese Ungerechtigkeit!

J. S.: *Kärgliches Brot ist der Lebensunterhalt der Armen; wer es ihnen vorenthält, ist ein Blutsauger. Den Nächsten mordet, wer ihm den Unterhalt nimmt. Blut vergießt, wer dem Arbeiter den Lohn vorenthält (34/25-27).*

Pvb.: Werden Sie bei solchen Gedanken nicht total depressiv?

J. S.: *Überlass dich nicht der Sorge, schade dir nicht selbst durch dein Grübeln! Herzensfreude ist Leben für den Menschen. Überrede dich selbst und beschwichtige dein Herz. Denn viele tötet die Sorge, und Verdruss hat keinen Wert (30/21-23).*

Pvb.: Mir hilft es, wenn ich an all das denke, was das Menschenleben ja auch an Erfreulichem bereithält.

J. S.: *Anmut und Schönheit entzücken das Auge, doch mehr als beides die Blumen des Feldes. Flöte und Harfe verschönern das Lied, doch mehr als beides eine reine Stimme. Freund und Gefährte leiten zur rechten Zeit, doch mehr als beide eine verständige Frau (40/21-23).*

Pvb.: Da sprechen Sie mir aus dem Herzen! À propos Frau – wenn ich da an Ihr Buch denke, da ist ja nicht nur von guten Erfahrungen auf diesem Gebiet die Rede...

J.S.: *Wegen einer Frau kamen schon viele ins Verderben, sie versengt ihre Liebhaber wie Feuer (9/8). Kein Gift ist schlimmer als Schlangengift, kein Zorn schlimmer als Frauenzorn. Lieber mit einem Löwen oder Drachen zusammenhausen, als bei einer bösen Frau wohnen (25/15f). Fall nicht herein auf die Schönheit einer Frau! (25/21)*

Pvb.: Ich will mir Mühe geben. Aber mir scheint, dass Sie es mit ihrer jetzigen Gefährtin doch recht gut getroffen haben.

J. S.: *Wie die Sonne aufstrahlt in den höchsten Höhen, so die Schönheit einer guten Frau als Schmuck ihres Hauses. Wie die Lampe auf dem heiligen Leuchter strahlt, so ein schönes Gesicht auf einer edlen Gestalt. Wie goldene Säulen auf silbernem Sockel sind schlanke Beine auf wohlgeformten Füßen (26/16-18).*

Pvb.: Über dieses hochinteressante Thema würde ich gerne noch länger mit Ihnen plaudern. Aber ich will ja nicht neugierig sein.

J. S.: *Der Tor blickt durch die Tür ins Haus hinein, der Wohlerzogene bleibt draußen stehen (21/23).*

Pvb.: Herr Sirach, ich danke Ihnen sehr für dieses Gespräch.

(Es sei noch angemerkt, dass das Gespräch mit Jesus Sirach hier noch nicht zu Ende ist. Es wird weitergeführt im „Ökumenischen Bibelkreis“, der sich jeden Monat jeweils am dritten Mittwoch um 19 Uhr 30 in der Gnadenkirche trifft. Dort wird seit Februar das Buch Jesus Sirach gelesen. Wer noch mitmachen will, ist herzlich willkommen.)

(Michael Buchmann)

Neujahr

Heute Nacht ist, trotz allen Feuerwerks, eigentlich nichts Neues passiert.

Nur, dass man sich nun an eine neue Jahreszahl gewöhnen muss.

Wir sind heute immer noch die, die wir gestern waren. Unsere Vergangenheit begleitet uns – lebenslang. Wir entkommen der alten Zeit nie.

Zugleich aber ist die Zeit immer auch neu, nicht nur heute. Jeder Tag ist ein neuer Tag, jeder Augenblick ein neuer Augenblick, der so, genau so, noch niemals da war.

Weil die Zeit aber in jedem Augenblick „neu“ ist, gewöhnen wir uns daran und denken nicht mehr drüber nach. Deshalb ist es durchaus sinnvoll, von Zeit zu Zeit immer wieder mal einen Schnitt zu machen, eine Zäsur, wo wir uns eben dies wieder durch den Kopf und durch die Seele gehen lassen: Heute beginnt etwas Neues. Beispielsweise ein neues Jahr.

Dabei ist der heutige 1. Januar ja nur ein Jahresanfang unter vielen, und für mich auch nicht der wichtigste. Die Kirche beispielsweise feierte ihren Jahresanfang schon am 1. Dezember, dem ersten Adventsonntag. Muslime feierten ihr Neujahr am 4. November, Juden am 5. September. Auch für Schüler, Lehrer und viele arbeitende Menschen fängt ja das Jahr so richtig eigentlich immer im September an, mit dem Beginn des „neue Schul- und Arbeitsjahrs“. Auf dem Land beginnt das neue Arbeitsjahr meines Wissens traditionell am 2. Februar. Im Februar beginnt auch das neue Jahr meines Lebens, denn da habe ich Geburtstag. Für Paare beginnt das neue Jahr der Gemeinsamkeit, wenn der Tag der ersten Begegnung oder der Tag der Hochzeit sich „jährt“. Am Todestag der Partnerin, des Partners beginnt für viele ein neues Jahr des Alleinseins. Für naturverbundene Menschen erneuert sich das Jahr mit der winterlichen Sonnenwende, das war diesmal vor 11 Tagen, am 21. Dezember um 18 Uhr 11. Und so weiter.

Aus all diesen Möglichkeiten kann ich mir „meine“ bedeutsamen Neujahrstage herausuchen. Aber wie auch immer ich es damit halte, jeder Neujahrstag ist ein Tag der „gemischten Gefühle“, ein Tag mit guten und weniger guten Botschaften. Und dieser Neujahrstag heute ist deshalb von Bedeutung, weil er allen Menschen auf dieser Welt mehr oder weniger gemeinsam ist. Alle schreiben von heute an, wenn sie sich mit anderen verständigen wollen, das Jahr 2014.

Einerseits wird mir an Neujahr bewusst, dass heuer wieder viel Neues auf mich zukommt, was ich so noch nie erlebt habe, dass sich vielleicht so mancher Wunsch erfüllen wird und dass mich vielleicht allerlei Aufregendes und Überraschendes erwartet. Das ist eine durchaus gute Botschaft. Andererseits: Nicht alles, was neu und überraschend ist, ist auch erfreulich, im Gegenteil. Vieles Schöne und Erfreuliche ist vergangen, ich denke noch daran, ich trauere ihm noch nach: noch ist die Erinnerung lebendig, aber mit den Jahren nimmt das ab, die Erinnerung verblasst mehr und mehr,

und das ist schade. Außerdem ist das Neue und Überraschende ja oft ganz und gar nicht erfreulich, und auch auf das Aufregende würde ich oft gern verzichten. Jede neue Zeit ist immer in Dunkel gehüllt, und in diesem Dunkel mag so allerlei verborgen sein, was mir gar nicht lieb ist. Das sind die weniger guten Botschaften. Und außerdem: Ein neues Jahr ist ja keineswegs ein neues Leben, im Gegenteil, es sagt mir, dass nun wieder ein Jahr meines Lebens vorbei ist, und bekanntlich ist die Zahl unserer Lebensjahre begrenzt. Mag das Jahr auch neu sein, ich bin alt und werde von Neujahr zu Neujahr immer nur noch älter. Von wegen „neu“!

An so einem Tag der „gemischten Gefühle“ ist, weil das Leben ja doch so oder so weitergeht, eins dieser Gefühle besonders hilfreich: das Vertrauen. Es hilft uns, die dunkleren Gefühle zu tragen.

Selbstvertrauen: Ja – aber ich kenne mich selbst ja leider nur allzu gut. Mein Selbstvertrauen ist von daher sehr begrenzt. Schwächen, Chaos, Abgründe, Fehler...

Vertrauen in andere: Ja – aber man sollte niemand mit allzu weit gehendem Vertrauen überfordern. Andere haben ihre eigenen Sorgen, stecken da oft bis zum Hals drin – für mein Leben bin ich schon selber verantwortlich.

Aber da ist noch etwas, eine „dritte Dimension“ des Vertrauens. Da ist der, der mir das Leben, das Menschsein mit all seinen gemischten Gefühlen anvertraut hat und der es mir zutraut. Er, der Ursprung von allem, der alle Rätsel kennt, bei dem die Fäden zusammenlaufen. Viele vertrauen ihm, ohne seinen Namen zu nennen. Sie sprechen vom „Vertrauen ins Leben“ oder vom „Urvertrauen“. Die Bibel spricht vom Vertrauen in Gott. Ihr schließe ich mich an.

An solchen Tagen der „gemischten Gefühle“ werden wir uns unseres „Urvertrauens“ neu bewusst. Bei Christen trägt dieses Urvertrauen auch den Namen „Gottvertrauen“. Und wenn Glaubende einander ihr Gottvertrauen zusprechen, wenn sie einander Gott anvertrauen, dann nennt man so etwas einen „Segen“.

Denn unser Vertrauen wird ja immer wieder in Frage gestellt, es ist gefährdet und zerbrechlich. Deshalb tut es gut, wenn uns dieses Vertrauen in einem Segenswort „zugesprochen“ wird.

Heute, am „Tag der gemischten Gefühle“, gibt uns die Liturgie als Trost ein solches Segenswort mit auf den Weg, und zwar ein altehrwürdiges und wunderschönes Segenswort aus dem Buch Numeri.

In der zweiten Lesung wird einer genannt, der die Menschen wie niemand zuvor mit seinem Gottvertrauen entflammt hat, der die Menschheit bis heute in seinen Bann zieht, dessen Leben ein einziges Segenswort war und ist. Vor einer Woche haben wir es gefeiert, dass er aufgetaucht ist in dieser Welt. Und auch die neue Jahreszahl ruft uns diesen Augenblick wieder ins Gedächtnis: 2014 Jahre nach Christi Geburt.

Jetzt muss uns nur noch eins gelingen: Wir müssen das Segenswort vom Leuchten des göttlichen Angesichts und das Wort von der erfüllten Zeit in

unserem Herzen bewahren, wie es im Evangelium von Maria gesagt ist.
Dann sind wir bereit für das was kommt, mit all seinen gemischten
Gefühlen.